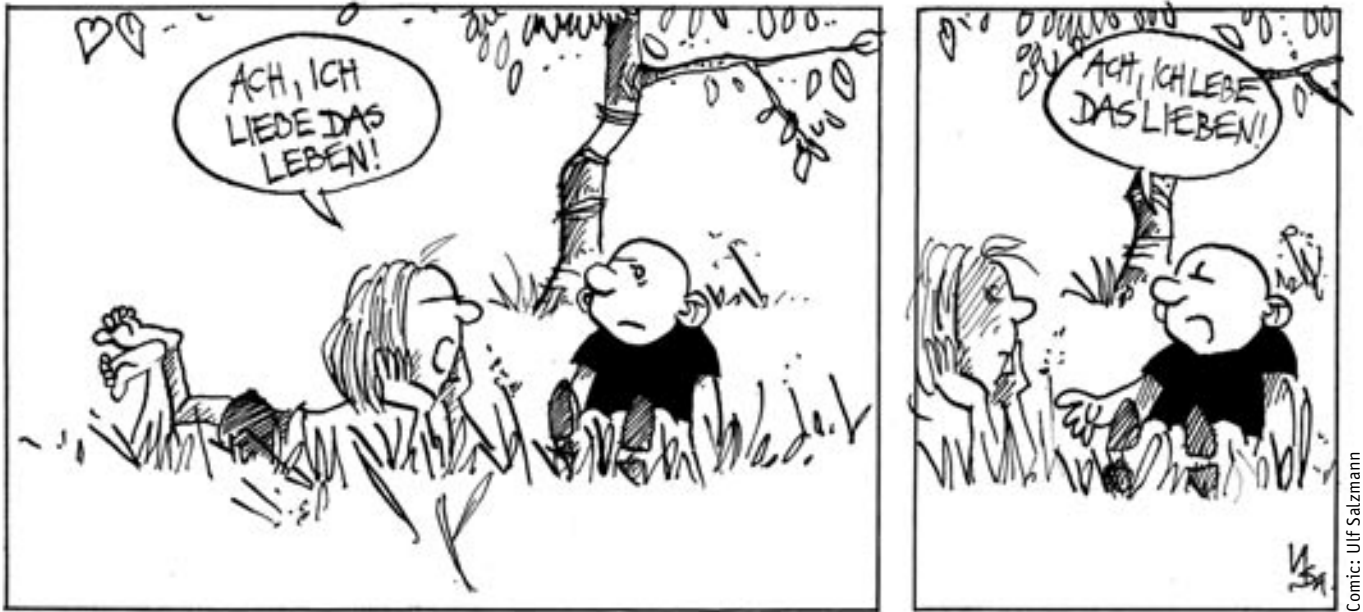


heft

für literatur stadt und alltag

...als ein junger Mann, der Arzt und ich war erleichtert. Der Arztpackchen-Magen nicht unbedingt entgegenkam, doch dann, das nehmen sie ab jetzt immer. Und nicht wundern, wenn sich der Stuhl ein... klar«, sagte i
»Nein«, rief ich ihm schon halb aus dem Gang zu. Hier war ich zum Blutspenden nicht gewesen. Ich klopfte an die T
chen Sie sich mal, 'ne schöne Liege aus, und ich komm dann gleich.« Ich fühlte mich privilegiert. Langsam schritt i
ch für eine Liege mit Fensterblick. Die Schwester kam, um mir die Nadel anzulegen. Ich nahm dieses Mal den link
ußte tanfer bleiben. Mein Blut gebraucht. Kaum eine halbe Minute später piepste der Abzapfapparat. Di
war mir immer unangenehm mein Blut rhythmisch aus mir herau
angenehme Müdigkeit, die plötzlich über mich kam
eine Gestalt. Ich... zum Blutspen...

ELEGOISTE



Comic: Ulf Salzmann

Guten Tag, liebe Leserinnen und Leser!

Hätten Sie's gewußt? Wie in jedem Jahr schrieb die Stadt Erfurt auch für 2005 ein Jahresthema aus. Nach Luther, Ries, Bonifacius und allerlei anderen längst verstorbenen Herren hätte sich niemand gewundert, wenn Schiller in diesem Jahr das Rennen gemacht hätte. Aber weit gefehlt. Denn statt einen weiteren alten Herren aus dem Sack zu holen, sind 2005 die Jungen endlich an der Reihe: Unter dem Motto »Sehnsucht nach dem Paradies« ist das »Jahr der jungen Kunst 2005« in vollem Gange.

Viele schöne und interessante Projekte, Veranstaltungen, Konzerte, Lesungen, Ausstellungen und was sich die Kunst- und Kulturaktivist/innen dieser Stadt noch so alles ausgedacht haben, sollen präsentiert werden. Nur leider hat bisher niemand davon etwas bemerkt. Denn im ganzen Tohuwabohu um die städtischen Kürzungen im Sozial- und Kulturbereich am Jahresanfang hat fast keiner mitbekommen, daß das Jahresthema komplett gestrichen worden ist. Vielleicht hat es aber auch gar niemanden interessiert.

Fakt ist, daß es nun für die vielen schönen Projekte kein Geld gibt, obwohl schon etliche in ideelle und materielle Vorleistungen gegangen sind. Im Jahr der jungen Kunst wird die junge Kunst gestrichen. Und das Motto »Sehnsucht nach dem Paradies« wurde in weiser Vorausschau gewählt. Denn mal ehrlich, eine Sehnsucht macht doch nur dann wirklich Spaß, wenn sie unerfüllt bleibt.

Das hEft, hervorgegangen aus der *Rampensau*, dagegen soll mit seiner ersten Ausgabe nichts unerfüllt lassen. Schließlich ist für uns allein die Tatsache, daß es erscheint, Erfüllung genug. Das hEft soll zum einen Podium sein für Leute, die in der Stadt etwas tun, sei es Schreiben, Malen oder Fotografieren. Zum anderen soll es aber auch ein Spiegel für das sein, was in der Stadt passiert, kulturell und politisch.

Für Anregungen und Kritik sind wir offen und dankbar. Wir wünschen viel Spaß beim Lesen.

Die Redaktion



fehldruck

brühlerstr. 53, 99084 erfurt www.fehldruck.de
telefon: 0361-225 23 55

HENNER

MINI-CAFE-CATERING

SANDWICHES



Montag - Freitag 09.00 - 20.00 Uhr Samstag 09.00 - 17.00 Uhr
99084 Erfurt Weitergasse 8 www.henner-sandwiches.de

IMPRESSUM

hEft für Literatur, Stadt & Alltag, Nr. 01 Frühling 2005
Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn
Auflage: 1.000 Stück, kostenlos
Herausgeber: Kulturrausch Erfurt
Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 - 2 11 59 66
E-Mail: heft@kulturrausch.net, Netz: www.kulturrausch.net
Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank Erfurt, BLZ: 820 700 24, Konto: 165 430 000



Redaktion: Thomas Putz (verantw.), Annemarie Frey, Alexander Platz, Jens Keßler

Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Katja Ellguth, Jana Rabisch, Michael Rabisch, Sven Gatter, Ralf Rudolffy, Andreas Bauer, Jonas Wetzel, Stefan Werner

Satz und Layout: Annemarie Frey, Daniel Tanner

Deckblatt: Andreas Bauer

Druck: Fehldruck Erfurt, www.fehldruck.de

Abo: Schickt 1.44 EUR in Briefmarken und Ihr bekommt die nächste Ausgabe zugeschickt

Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autorinnen und Autoren. Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider.

MietWohnungsZentrale

...mehr als nur vier Wände.



Andreasstr. 41
99084 Erfurt

Tel. 0361 / 2 11 43 81
Fax 0361 / 2 11 43 82

ANZEIGEN

Montag - Samstag ab 17 Uhr

Johannesklaus

Biergarten Kneipe Restaurant

bis gleich...

Johannesstraße 94, 99084 Erfurt, Tel.: 0361-562 76 78

ERFURT

- 04 **ANGER SÜD-WEST:** Es tut sich was um den Karl-Marx-Platz – wir stellen Stadtgarten und café'togo vor
- 06 **PORTRAIT:** Erfurt ist nicht Amerika – Jean Lelá
- 07 **DOMPLATZ-REPORT:** Auf dem Wochenmarkt ist er eine Institution – der Käsemann
- 08 **DIE REDAKTION EMPFIEHLT:** Was man nicht verpassen sollte
- 10 **FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE:** Es ist nicht leicht, in diesen Tagen Rot-Weiß-Anhänger zu sein
- 11 **DIE TODESFEDER:** Tote Hose – Campino im Blitz
- 12 **EL EGOISTE:** Frühling in acht Bildern
- 13 **REZENSIONEN:** Von Sprachfehlern, Kommissaren, Autor/innen und Reformlügen
- 15 **KULTUR & POLITIK:** Drei Stellungnahmen zur Geldnot in Stadt und Land
- 19 **FOTOSTRECKE:** Die Vampire baten zum Tanz im Musicalprojekt der Erfurter Brücke

THEMA

- 22 simplify your love!
- 22 Der Rote Faden
- 23 Briefklammern
- 24 Überholmanöver auf dem Seitenstreifen
- 25 Tulpen (UPFFZss)
- 26 Null Nega
- 28 Ein Trauerschachzug
- 29 Ein roter Vogel
- 30 Schlußlichter

31 AUTOR/INNENVERZEICHNIS

ANZEIGEN



Unter Platanen und Kastanien

Der Erfurter Stadtgarten steht vor seiner Wiedereröffnung

Ein älteres Paar öffnet vorsichtig die vergilbte Schwingtür. Aus dem Saal ertönt Surfbeat, die Luft ist rauchgeschwängert, Leute stehen zusammen und diskutieren. Der Mann fragt höflich den Kassierer: »Ich wollte mit meiner Frau nur einmal kurz hineinschauen. Hier haben wir uns nämlich vor vierzig Jahren kennengelernt. Seitdem waren wir nicht mehr hier. Ist ja schön, daß hier wieder mal was los ist.« Nach ein paar Minuten kommen sie wieder, bedanken sich herzlich und verschwinden in die kühle Oktobernacht.

Der Stadtgarten ist eine Legende - zumindest in Erfurt. 1824 als Lokal »Vogelsgarten« erbaut, fanden hier Gartenbauausstellungen und Sängerbundfeste statt. Ab 1900 beherbergte der Ort das »Reichshallentheater« und in den 1960er Jahren wurde der Stadtgarten als »Zentraler Klub der Jugend und Sportler« (ZKJS) wiedereröffnet. Es fanden nun regelmäßig Konzerte und Diskos statt, der Biergarten erfreute sich großer Beliebtheit. Nach der Aufhebung als Tanzsaal Anfang der 1990er Jahre nutzte das Theater Erfurt das Areal bis 2003 als Probephöhne. Im Oktober letz-

ten Jahres nun schaffte es der Erfurter Kulturtausch, den Saal nach über zehn Jahren wieder zu bespielen. Für zwei Abende gab es unter dem Titel »WTB« Theater, Literatur und Live-Musik. Die Leute kamen, sahen, hatten ihren Spaß und schwelgten zuweilen in Erinnerungen.

Daß nun, nur ein gutes halbes Jahr später, die Weichen auf Wiedereröffnung des Stadtgarten stehen, hätte wohl damals keiner zu träumen gewagt.

»Wir wollen das traditionsreiche Haus wieder zum Leben erwecken«, sagt Heiko Krone, einer der drei Initiatoren des Projektes, »nach und nach soll wieder ein Kulturhaus mit Saal, Kneipe und Biergarten entstehen.« Und die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren. Nach Abschluß der Mietvertragsverhandlungen mit der Stadt stehen nun vorrangig Umbauarbeiten an. Im Gebäudeteil zwischen Saal und Biergarten soll eine Kneipe mit 40 bis 50 Sitzplätzen entstehen. Und draußen, unter alten Platanen und Kastanien, wird einer der schönsten Biergärten Erfurts wiederbelebt werden: 150 Plätze, mit Grillspezialitäten und Kinderspielplatz.

Daneben bietet die verwegene Konzertmuschel die Möglichkeit für Open-Air-Veranstaltungen. Ein sonntäglicher Jazz-Brunch ist schon geplant.

Derzeit jedoch plagen sich die zukünftigen Betreiber noch mit Frost und anderweitigen widrigen Umständen herum. »Aber wenn die Stadt in den nächsten Wochen die erforderlichen Genehmigungen erteilt«, so Heiko Krone, »werden wir voraussichtlich Anfang

Und draußen wird einer der schönsten Biergärten Erfurts wiederbelebt werden: 150 Plätze, mit Grillspezialitäten und Kinderspielplatz.

Mai, pünktlich zur Freiluftsaison, zunächst die Kneipe und den Biergarten eröffnen können.« Parallel dazu werden die Instandsetzungsarbeiten am Saal weitergehen. Ab Herbst sollen dann regelmäßig Live-Musik, Kleinkunst und Theater auf die Bühne gebracht werden. Auch Kunstausstellungen sind geplant. Bis zu tausend Leute faßt der traditionsreiche Saal und ist damit wieder einer der größten in Erfurt. Für kleine-



Links: Biergarten, oben: Konzertmuschel, rechts: Saal. Fotos: Steffen Schmidt und Beate Claus

re Veranstaltungen soll perspektivisch auch die kleine Bühne im angrenzenden Gebäudeteil wieder beispielbar gemacht werden.

So soll nach und nach wieder ein Kulturhaus entstehen, das regionalen Musikern, Literaten und Künstlern gleichermaßen ein Podium bietet, wie größeren, überregionalen Acts. Zu wünschen wäre es, schließlich sind in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem Presseklub, dem café togo und der Alten Oper schon Veranstaltungsorte vorhanden. Das Areal

um den Karl-Marx-Platz könnte so zukünftig wieder zu einem kulturellen Zentrum der Stadt werden, was sicherlich, angesichts der stadtpolitischen Diskussionen um die Wiederbelebung des westlichen Angers, auch im Interesse der Stadtverwaltung liegen dürfte. Und so hoffen die zukünftigen Betreiber, daß es auch von dieser Seite aus eine ähnlich kooperative Zusammenarbeit geben wird, wie es bei der Instandsetzung des Alten Opernhauses der Fall war.

Es gibt also viel zu tun für die Initiatoren, die mit dem Stadtgarten übrigens nicht nur junges Publikum ansprechen wollen: Auch für ältere Semester soll der Stadtgarten zukünftig wieder ein Treffpunkt werden. Und vielleicht wird das ältere Paar von damals dann öfter kommen, zum Tee das Tanzbein schwingen und sich auch an den neuen Zeiten erfreuen.

Daniel Tanner

29.ef – Architektur, Kunst und Leben

Die Zeiten, in denen man durch die Neuwerkstraße allein deshalb ging, weil sie auf dem Weg zum Presseklub liegt, sind längst vorbei. Vor einigen Monaten sind ins ehemalige Weinreiter-Möbelhaus in der Nummer 29 junge Architekten eingezogen. Zunächst nur als Architekturbüro konzipiert, entwickelte sich das Ganze inzwischen zu dem Gesamtprojekt »29.ef« mit drei unterschiedlichen, aber stark aufeinander bezogenen Schwerpunkten.

Da wäre zum einen neu.werk, Laden für Wohnkunst, in dem selbstentworfene Möbel, Designklassiker und antike Stücke nebeneinander zu haben sind. Dabei legen die Macher vor allem Wert auf Qualität, die Verbindung zu regionalen Handwerkern und eine fachliche Beratung.

Das Architekturbüro infern* bringt neben der Planung moderner Gebäude »individuelle Wohnansprüche und Vorstellungen mit den gegebenen Räumen in Einklang«. An das Büro angeschlossen ist eine Galerie, in der regelmäßig Ausstellungen im Spannungsfeld zwischen Kunst und Architektur stattfinden.

Und schließlich ist da das café'togo als Kommunikationstreffpunkt, das neben ausgewählten Kaffeesorten auch regelmäßig Kleinkunstabende anbietet. Alle drei Wochen findet hier, das heißt im angrenzenden neu.werk-Laden, der »Kultursalon« statt. Das Spektrum reicht von Lesungen und Konzerten bis hin zu Theaterstücken. Da die Bühne als Podium für Kunstschaffende gedacht ist, sind Ideen, Projekte und Interessenten jederzeit willkommen.

Der nächste »Kultursalon« findet am 9. April statt. Unter dem Titel »Herz leicht geknickt« werden ab 20 Uhr Katrin Heinke und Yulia Martynova (Klavier) Gedichte und Lieder der 20er-Jahre-Autorin Mascha Kaleko auf die Bühne bringen. »Ein sehr humorvoller und atmosphärischer Abend – Gut bekömmlich, zart und lecker und das Allerbeste: unglaublich jung!« Anschließend wird wie immer Tanzmusik aufgelegt. Und am 29.4. gibt's Musik, Theater und Improvisation mit Karin Kröger und Marlen Heide.

Wer also demnächst auf der Suche nach einem schicken, langlebigen Möbelstück, einem delikaten Kaffee oder ausgewählter Abendunterhaltung ist, dem sei die Neuwerkstraße 29 wärmstens empfohlen. (tan)

Erfurt ist nicht Amerika

Was machst du? In deiner Jacke steckt Gras von anderen Leuten, du fährst gemütlich mit dem Greyhound übers amerikanische Land. Plötzlich sind da Polizisten, die den Bus mit Hunden filzen. Und? – Du haust natürlich ohne deine Jacke ab.

Jean Lelá hat haufenweise solche Geschichten erlebt, als sie sich vier Jahre lang in Amerika durchgeschlagen hat. Ohne Job, ohne legale Arbeitserlaubnis, immer voller Angst, erwischt zu werden. Miami, Florida, Montana, Nashville - dort will sie mit 21 Jahren den amerikanischen Traum träumen. Ihre Gitarre soll ihr dabei helfen. Mit »Afghanistan Airlines« (»Echt toller Service!« - Jean Lelá) verläßt Jeanette 1997 das deutsche Mutterland und landet in New York. Von den Glitzerfassaden, die sie aus dem Fernsehen kennt, fehlt jede Spur. In der Amsterdam Avenue am Rande Manhattans ist es finster und menschenleer. Wenigstens gibt es eine Jugendherberge, in der Jean rasch Leute kennenlernt, die sie mit nach Florida nehmen. Das ersparte Geld, das sie mitgebracht hat, ist nach vier Wochen alle. Da steckt sie in Miami, wo es recht warm ist und man im Park schlafen kann. Jean lebt von Straßenmusik - Protestsongs, Liebeslieder, Selbsterlebtes. Sie singt von sich. Heute kann sie sagen: »Ich weiß, wie das ist, wenn man nichts zu essen hat. Ich habe damals echt tolle Songs geschrieben, regelrecht vom Hunger getrieben. Und ich hatte trotz der Hitze immer eine Lederhose an. Wegen der Optik!«

In Deutschland hat sie davor einiges ausprobiert. Sie ist Kellnerin, Studentin, Hostesse, Köchin, Tankstellenverkäuferin und Englischlehrerin gewesen - und das mal in Jena, Gotha, Weimar, kurz auch in Leipzig, wo sie 1995 die Theaterwissenschaft und die Germanistik angeht. Ihre Studien dauern aber nie länger als zwei Semester, denn eigentlich ist die Musik Jeans Ding. Schon mit 17 komponiert und textet sie eigene Titel. Für eine Schülerband wird aus Jeanette Jean Lelá. Inzwischen hat sie ungefähr 60 Lieder geschrieben – »davon 35 gute«. Im März 1997 reicht es dann,



sie schmeißt alles hin und will die Welt entdecken.

»Ja, ich war gefesselt von dieser Idee, daß die Welt mir gehört. Eigentlich wollte ich mir mit einem Kumpel zusammen ein Motorrad kaufen und durch die Landschaft gurken, aber dann wurde Amerika draus.« Doch der Kumpel kommt am Ende nicht mit, er hat einen Job als Türsteher für einen Puff in S. aufgetrieben. »Dann eben nicht«, sagt sich Jean - und zieht allein los.

Die kleine Frau mit der Gitarre geht sehr offen auf die Menschen zu. Sie wirkt sehr reif - man glaubt ihr, daß sie das Leben kennt, obwohl sie damit nie angibt. Nur dem, der fragt, erzählt sie ihre Geschichte. Mit ihren großen braunen Augen, die sie von ihrer philippinischen Mutter hat, zieht sie einen dabei sofort in ihren Bann.

Seit vier Jahren ist Jean zurück in Deutschland. Eine unglückliche Liebe in Nashville ließ alle amerikanischen

Träume platzen - bis hin zum Wechsel des Kontinents. Inzwischen fühlt sich die Songwriterin wohl in Thüringen. »Erfurt ist zwar nicht Amerika, aber ich gehöre irgendwie hierher. Ich kann hier mit tollen Freunden Musik machen.«

Jean nennt Wolfgang Sack, Sebastian Fritzlar, Gerd Rabitzsch und Kocher von Anger 77. Im Herbst 2005 soll Jean Lelás erste CD erscheinen. Das Werk könnte »Breakfast with Friends« heißen. Seit 2002 arbeitet Jean daran, die besten ihrer besten 35 Songs auszusuchen und ständig zu verfeinern.

Diese CD ist ihr neues Ziel. Ihre Freunde helfen dabei, es umzusetzen.

Ganz ist sie Amerika aber doch nicht los, wenn man weiß, was sich Jean noch wünscht: »Ich würde wahnsinnig gern steppen lernen. Damit verbinde ich die 20er Jahre. In denen hätte ich gern gelebt ... in New York.«

André Kudernatsch

Käse am Samstag

Von Einkäufen, Verkäufen und Lebensphasen

Mein samstägliches Schlendern durch das bunte Marktreiben am Domplatz – vorbei an den Gemüse, Blumen, Gewürzen, Brot und sonstigen Erzeugnisse feilbietenden Ständen – endet fast immer an einem quietschgelben Wagen mit riesigen aufgemalten Käselöchern. Das rotbebrillte Gesicht des Käsemanns strahlt mir entgegen.

»Ich hätte heute gern mal wieder was Schönes.«

»Na wie hätten Sie es denn gerne junge Frau – kariert, geblümt oder weit geschnitten?« Lachend verirrt sich mein Zeigefinger in die linke Ecke der Auslage, in der liebevoll verschiedene Ziegenkäsesorten aufgereiht sind.

»Ein kleines Stückchen hiervon – darf ich kosten?« Ich lasse die Kostprobe auf der Zunge zergehen, schaue mich um. Keine weitere Kundschaft in Sicht. Ich packe die Gelegenheit beim Schopfe und lasse meiner Neugier freien Lauf: Woher, wohin und weshalb gerade ei-

nen Käsewagen er in Erfurt betreibt, will ich wissen.

»Nun ja, ich bin der Käsemann. Ein normaler Erdenbürger von Erfurt, hier geblieben und nicht abgehauen«, bekomme ich mit einem Augenzwinkern zur Antwort. Eigentlich hat er mal Presswerkzeuge fürs Funkwerk produziert, doch diesen Job gab er nach der Wende auf. Die Kündigung war des Nachts schnell geschrieben und so stand er von heute auf morgen mit einem Freund, Obst und Gemüse verkaufend, auf dem Markt. Hier faszinierten ihn die Holländer mit ihren provisorischen Ständen, die Abends die »Käseräder in ihren Wagen warfen« und genauso schnell wieder verschwanden wie sie gekommen waren. Irgendwann beschloss er dann einen eigenen Käsestand zu wagen und der Menschen Heißhunger nach dem Mauerfall auf etwas »Neues und Farbenfrohes« zu bedienen. Einen Käseladen hätte er auch gerne eröffnet, doch das enge Denken der Vermieter in der »Fleischfressenden Zone Thüringens« trugen nicht gerade zum Gelingen bei. Überhaupt seien die Thüringer nicht so offen für Ernährungsfragen, wollen oft große Mengen für möglichst wenig Geld. Die Qualität spielt hierbei keine Rolle. Was fesselt ihn dann an den Markt von morgens um 7 Uhr bis Nachmittags und dies zu Beginn seiner Käsekarriere 6 Tage die Woche, in diesen Tagen nur noch Freitags und Samstags?

Das Flair stimme einfach und es gäbe keine bornierten Marktleute. Zudem bemerke er in der letzten Zeit einen Gesinnungswandel. Mehr Menschen kehren wieder gezielter zu kleinen, aber hochwertigen und qualitätsbewussten Einkäufen zurück. Das mache Mut. Außerdem sei es ihm mit seinem Feinkostkäsestand möglich, eine Lücke zum Discounter zu schließen. Ich nicke und



Foto: Pierre Kamin

meine Gedanken suchen sich kurzzeitig ihre eigenen Wege während der Käsemann, ins Erzählen gekommen, nicht zu bremsen ist: ... *Im Discounter um die Ecke bin ich schon gut bedient, wenn die Verkäuferin mir mit einem angestrengten Lächeln den Weg zur begehrten Ware im Regal am anderen Ende des Ladens erleichtert. Oder gar mit einem kleinen Scherz auf den Lippen persönlich begrüßt zu werden? Weit gefehlt. Da schlendere ich doch lieber Samstags über den Markt, schaue den Marktleuten in ihre Auslagen und frage ihnen Löcher in den Bauch...*

Da dringt die Stimme des Käsemanns wieder an mein Ohr, der mir gerade erzählt, dass die Leute aus den alten Bundesländern zwar gut verkaufen können, aber schlechte Produkte anbieten. Leider haben sie hier in Thüringen die Käseereien plattgemacht, sodass er seine Ware auf Umwegen aus den alten Bundesländern, sonst aus dem Käsegroßhandel in Holland bezieht.

Hinter mir fragt plötzlich ein junger Typ: »Sagen Sie mal, kostet das ganze Stück 2 Euro?« Ein breites Grinsen huscht über das Gesicht des Käsemanns, auch ich kann mich eines Schmunzeln nicht erwehren. Bevor er antworten kann bedanke ich mich für die nette halbe Stunde Wochenendfreizeitvertrieb und verabschiede mich. Zufrieden trage ich neben einer Story auch ein kleines, aber oberleckeres Stückchen Käse nach Hause – nein nicht von der Ziege, diesmal hat mich das Produkt unserer schwarzweißen Wiederkäuer überzeugt.

Annemarie Frey

ANZEIGE



KAFFEE
HILGENFELD
DAS KAFFEESPEZIALITÄTENGESCHÄFT

DOMPLATZ 4 99084 ERFURT
TELEFON 0361.2622658
EMAIL INFO@KAFFEE-H.DE
WWW.KAFFEE-H.DE



Lune de Juin und Bernard’s Star in der Engelsburg

Zwei Bands, von denen in Zukunft sicher noch eine Menge zu hören sein wird, stellt das Studentenzentrum Engelsburg zum »female-fronted«-Konzertabend am 15. April vor. Auf der Bühne steht zum einen die Band LUNE DE JUIN (Foto) aus Erfurt und Rudolstadt um die Sängerin Claudia Foltys, deren charismatische Stimme bereits einmal anlässlich von Kudernatschs Kautsch im November 04 die Besucher des E-Burg-Kellers in ihren Bann zog und die prompt Kudernatschs Liedermacher-Wettbewerb gewann. Seit 2003 in

Thüringen und Umgebung unterwegs, machten Lune de Juin bei zahlreichen weiteren Wettbewerben auf sich aufmerksam, so beispielsweise beim Endausscheid des Thüringen-Grammys, wo sie mit ihrer Single »Leave Me« den Preis für die beste CD einsackten, oder in der Sendung Popagenten bei Radio Fritz. Ihr Repertoire erstreckt sich von Coverversionen von Rio Reiser bis Sarah McLachlan zu eigenen Songs, wobei beides durch Claudias Stimme gleichermaßen zu einem hinreißenden Erlebnis für die Ohren wird. Begleitet wird Claudia mindestens durch die Tastenkünste von »Technowanst« Frank Piesche; da sich der Rest der Band zur Zeit etwas umorganisiert, wird ihr Auftritt auf jeden Fall für eine Überraschung sorgen. Letzteres gilt unbedingt auch für

BARNARD’S STAR aus München, die erstmalig in Erfurt zu hören und zu sehen sein werden. Etwas lauter, etwas schneller, etwas druckvoller, etwas schräger, aber nicht weniger herausragend wird das sympathische Quartett um Sängerin und Gitarristin Marion mit seinen Songs die Besucher des E-Burg-Kellers zum Schmelzen bringen. Mit dem, was die Münchner selbst als »Disco-Punk« bezeichnen und was in seiner spröden Melodiösität entfernt an Elastica erinnert, setzen sie nun über Erfurt zum Sprung zu weiträumiger Bekanntheit an, um mit Sicherheit sehr bald als heller Stern am Indie-Himmel zu erstrahlen. (rry)

Mehr Infos: www.lune-de-juin.de, www.barnardsstar.de + www.eburg.de

Franziska Linkerhand in der KOWO-Platte

Unser Motto »Lesarten – das Wort sucht sich den Ort« veranstaltet der Erfurter Literaturverein auch in diesem Jahr wieder monatliche Lesungen an ungewöhnlichen Orten. Gelesen werden vor allem Klassiker der (Welt-)Literatur. Text und Ort gehen dadurch eine reizvolle und spannungsgeladene Beziehung ein.

Im April wird in der Rechtsanwaltskanzlei Spilker & Coll (Anger 23) aus »Sherlock Holmes« gelesen. Am 12. Mai gibt’s Brigitte Reimanns »Franziska Linkerhand« im sanierten Plattenbau (KOWO Point Mitte, Gagarin-Ring 56) und am 16. Juni liest Ulf Annel im Weißbach-Café in Tiefthal aus »Lady Chatterley« von D.H. Lawrence.

Beginn ist jeweils 20 Uhr. Karten gibt’s für 5,00 Euro (ermäßigt 2,50) im Altstadt Antiquariat, der Buchhandlung Peterknecht und an der Abendkasse.

Kontakt: www.erfurter-literaturverein.de

Neue Lesebühne in Erfurt

Bereits zum zweiten Mal fand am 24. März im Presseklub die »Erfurter Spätlese« statt. Veranstaltet von jungen Medien Thüringen, der Thüringer Allgemeinen sowie dem Presseklub wird jeden dritten Donnerstag im Monat ab 19 Uhr ein offenes Podium für junge Autorinnen und Autoren geboten. Interessent/innen können sich im Vorfeld oder vor der Veranstaltung anmelden. Die nächste Spätlese findet am 21. April statt.

Kontakt: www.junge-medien-th.de

Paulinas Wasserwelt

Gerade ist der erste Erzählband »Wasserwelt« der Erfurter Autorin Paulina Schulz beim Konkursbuch Verlag erschienen. Am 7. April, 20.30 Uhr findet die Erfurter Buch-Release-Party in der Offenen Arbeit, Allerheiligenstraße, mit Lesung und Musik statt.

weitere Infos: www.paulinaschulz.de



Hessus-Schreibwettbewerb verschoben

Der Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb für Erfurt und Thüringen wird in diesem Jahr nicht wie üblich im Frühjahr stattfinden. Der Startschuß fällt am 26. Mai mit einer Lesung junger Autorinnen und Autoren im Café DUCKDICH der Erfurter Engelsburg. Einsendeschluß wird der 5. September sein. Am 3. November findet dann die Preisverleihung statt.

Zum Hessus-Wettbewerb können Thüringerinnen und Thüringer bis 35 Jahre selbstverfaßte Texte einsenden.

Kontakt: hessus@eburg.de



Neue Kurstermine der Schreibschule Erfurt

Die Schreibschule Erfurt bietet auch 2005 monatlich wieder Kurse zum literarischen und kreativen Schreiben an.

Vom 20. bis 22. Mai findet der »Basiskurs Kreatives Schreiben« statt. Der dreitägige Workshop (Freitag 17 Uhr bis Sonntag 13:30 Uhr) vermittelt elementare technische Fertigkeiten und grundlegendes Wissen über die Herstellung von Erzählungen. Angesprochen sind Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die ernsthaft ihr literarisches Talent ausprobieren wollen. Der Kurs führt in die Grundbewegungen des literarischen Schreibens ein und gibt Anregungen, wie man selbständig weiterarbeiten kann.

Für fortgeschrittene Schreiber/innen finden an den Wochenenden

15.-17. April und 10.-12. Juni jeweils ein »Aufbaukurs Kreatives Schreiben« statt. Voraussetzung für die Teilnahme sind fertige, selbstverfaßte Texte, die im Kurs besprochen und überarbeitet werden. Durch Schreibübungen werden die Teilnehmer/innen Zugang zu ihrer schriftstellerischen Kreativität bekommen und anschließend die Möglichkeit haben, die Schreibratschläge umzusetzen. Alle Interessierte können sich anschließend für eine individuelle Weiterbetreuung anmelden.

Die Kurse werden von Paulina Schulz und Sascha Pranschke geleitet und finden im Förderinstitut Heureka in der Marktstraße 14 statt.

(tan)

Weitere Infos: www.schreibschule-erfurt.de



Dieser Sommer ist lachhaft ...

... und das liegt an »Kudernatschs Sommerkautsch« und ihren Gästen am 16. Juni im Hof des Studentenzentrum Engelsburg. Mit dabei sind Olaf Schubert (Foto), der noch nicht im Knast war, Arno »Dagobert« Funke dafür schon, und Robert Kirnbauer, der sich vorher sowieso kaputt lacht. Die lokalen Helden des Abends heißen Paul und Willi, die als »Subcultura« lustige Geräuschpantomime zeigen.

Kudernatschs Sommerkautsch
Do, 16. Juni, 20 Uhr, Engelsburg-Hof
Mehr auf: www.kudi.de

Bücher machen Freu(n)de!

buchhandlung peterknecht erfurt

Anger 28
Tel.: 2 44 06 - 0
www.peterknecht.de
info@peterknecht.de

PLAUDER ABEND

Die Burg macht Geschichte[n] & Gedichte

Ab dem 4. April ist es soweit! Alle Literaten & Leseratten können sich auf den allmontäglichen Plauder-Abend freuen, der ihnen die Möglichkeit bietet, in der gemütlichen Atmosphäre des Café DuckDich bei Bier, Wein & "Gesang" Literarisches zu lesen & zu hören, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen & sich von der Arbeit anderer inspirieren zu lassen, frei nach dem Motto: Wir bieten euch die Plattform & ihr macht die Kunst. Wer Fragen hierzu oder zum Plauder-Abend allgemein hat, kann sich unter Mo...Saik@email.de melden. www.eburg.de

cafe 'togo
neuerwerkstrasse 29

kaffee und meer

fon 0361.6663195
fax 0361.6663196

Montags DB, doofe Kollegen und keine Lösung

Mittlerweile war es die fünfte Zigarette, die ich in den Aschenbecher drückte, als die Lautsprecheranlage auf Bahnsteig eins loslegte, um mir und einigen anderen endlich die Einfahrt der Regionalbahn 200irgendwas zur Weiterfahrt nach Erfurt zu verkünden. Und das alles, während ich noch darüber nachdachte, daß man sich auf die Deutsche Bahn ebenso gut verlassen könne wie auf die Stürmerqualitäten des FC Rot-Weiß Erfurt.

Vielleicht war das auch der Grund, warum mir die Stimme aus dem Lautsprecher so vertraut schien. Als ich dann im Abteil saß, hatte ich den Gedanken, daß die Stimme aus dem Lautsprecher Jürgen mit der Neun gewesen sein könnte, bereits verworfen. Es schien mir doch sehr absurd, daß eine Ikone der Thüringer Fußballwelt über Hartz IV ausgerechnet in einem Lautsprecher landet. Sollten die aber mal einen Neuen suchen, wäre das auf jeden Fall der Richtige. Langsam glaube ich nämlich, daß für solche Jobs Leute mit Lokalkolorit gesucht werden, etwas, das man in der jetzigen Aufstellung von Rot-Weiß eher selten antrifft. Allerdings kann ich angesichts solcher Seltenheiten, wie sie sich bei RWE tummeln, auch gut und gerne darauf verzichten.

Ich kramte meine Schachtel Kippen aus der Manteltasche hervor und zündete mir eine an. So eine blöde Schnepfe! Auf diese Sachbearbeiterin aus der ersten Etage, deren Namen du ständig vergißt, könntest du auch verzichten. So dämlich, wie die dich heute angegriest hat und meinte, daß die Welt

davon nicht untergehe, um gleich noch mal so dämlich zu grien. Dabei hat die doch überhaupt keine Ahnung. Was soll's, Kollegen kann man sich halt nicht aussuchen. Vor allem die nicht, die sich immer besonders witzig vorkommen, wenn Sie einen mit besonders untertonigen Bemerkungen zuquatschen. Ich meinte nur, daß eine Eins-zu-zwei-Niederlage etwas wäre, das mich durchaus aus der Fassung bringen könnte, während ich mir vorstellte, wie ihre kleine Welt unterging.

Kurz vor Erfurt war noch immer kein Schaffner vorbeigekommen. Jean Genet soll mal gesagt haben, daß Diebstahl die einzig wahre Form des Widerstands wäre. Gesagt oder nicht, irgendwie ein

Ich meinte nur, daß eine Eins-zu-zwei-Niederlage etwas wäre, das mich durchaus aus der Fassung bringen könnte, während ich mir vorstellte, wie ihre kleine Welt unterging.

sympathischer Gedanke. Immerhin zahle ich nach wie vor nur den ermäßigten Eintrittspreis im Stadion. Na ja, das ist jetzt nicht die große Revolution oder so was, aber immerhin. Ganz abgesehen davon haben sie die Eintrittspreise erhöht. Der gemeine Fan, ermäßigt oder nicht, kommt noch zu ungeahnten Ehren und wird Hauptsponsor seines Vereins.

In Erfurt angekommen ging ich in die Kneipe. Diesmal mit einem kleinen Umweg, da mein Kühlschrank durch Übersichtlichkeit glänzte, in etwa so wie das

Punkt- und Torverhältnis der Herren vom Steigerwald. Üblicherweise findet sich in Kaufhallen, wie auch in meiner, das heißt die, in die ich zu gehen pflege, wenn ich von der Arbeit komme, an der Kasse immer ein Zeitungshalter. Während ich bezahlen wollte, mußte ich unweigerlich auf das Titelblatt der Zeitung starren und da war er wieder: der Schmerz, oben rechts in der Themenübersicht mit dem Verweis, mehr im Sportteil auf Seite zwei, und ich fragte mich, ob die Welt jetzt für mich untergehen würde. Mürrisch zahlte ich meinen Einkauf. Jetzt ohne Umweg in die Kneipe, meine Kneipe, das heißt die Kneipe, in die ich immer zu gehen pflege. Gleich beim Reinkommen zog ich mir noch eine

Schachtel f6, man weiß ja nie, ob man noch mal hochkommt. Warum schmeißen die nicht einfach den Trainer raus, fragte mich Doreen, brünett, schlank, und die ganze Woche bis neun hinterm Tresen. Dort steht sie wie in der Coaching-Zone und versucht den Überblick zu behalten. Daß auch ja alles richtig läuft. Manchmal kommt es vor, daß sie wild gestikulierend hinter dem Tresen vorkommt und einen Gast anschreit, während irgendeine Kollegin sie in Schirimanier mit zarten Hinweisen, sie könne auch gleich nach Hause gehen,



versucht zu beruhigen. Als wenn immer alles so einfach wäre, etwas wegzuworfen, rauszuschmeißen, zu beenden was du willst, aber das ist eben nicht immer die Lösung. Letzte Woche hat es einen Gast übel erwischt. Aus Versehen oder nicht, er hat Frank einen kompletten Halben über die Hose gekippt. Frank rastete total aus, aber den Platzverweis hat der Typ bekommen. Allerdings steht Frank jetzt auf der Liste, und wenn er nicht aufpaßt, muß er wohl für ein paar

Tage draußen bleiben. Ich bin da eher unauffällig, links außen am Tresen. Im richtigen Moment mach ich natürlich meine Dinger (ein paar Pils und zwei oder drei kleine, klare Angriffe), deshalb sitze ich ja auch noch hier, links außen.

Scheiße, Sonntag ist Heimspiel und du hast noch keine Karte, dachte ich auf dem Heimweg und zog mir die Jacke und Mütze tief ins Gesicht. Was für ein Wind, wie im Keller, wenn so ein

Vollidiot mal wieder Tür und Tor aufgelassen hat.

Ich drehte den Schlüssel und zog ihn ab. Meine Schuhe ließ ich wie immer auf dem Abtreter stehen. Wenn es kommenden Sonntag schlecht läuft, dachte ich, dann knöpfst du dir am Montagfrüh gleich die Eule aus der ersten Etage vor, noch bevor die überhaupt was sagen kann, und dann fiel die Tür langsam ins Schloß ...

Stefan Werner

Lebloses Beinkleid



Gegen kommerziellen Mainstream ist an sich ja wenig zu sagen – so was muß es eben auch geben. Jedenfalls gilt dies, solange der Mainstream seiner genuinen Bestimmung dient, nämlich Narkotikum zu sein von Millionen Kapalken, die auch mal etwas Unterhaltung haben möchten. Gänzlich unappetitlich ist es jedoch, wenn jener Mainstream sich krampf- und zwanghaft als etwas präsentiert, das er nicht ist, aber sehr gerne sein möchte. Wenn das, was problemlos in jedes Sechstkläßler-Lesebuch passen würde, sich in kumpelhafter Anbietung jedem kostenlosen Stadtblättchen als Punk andient, sollte man rennen, so schnell man kann.

Die Macher des Magazins *Blitz* indessen rannten nicht, sondern waren zur Stelle, um von einem Herrn Andreas Frege mal wieder etwas auf Butterbrot geschmiert zu bekommen, was sich ein Sparkassenlehrling unter Punk vorstellen mag. Andreas Frege, besser bekannt als Campino, Häuptling des Krachmacher-Stamms der Toten Hosen, hat mit seiner Combo mal wieder eine CD vollgerumpelt, was zuvor er schon schätzungsweise 3.000 Mal tat, jedenfalls kommt es mir so vor. Also spricht Herr Campino darüber, vielleicht zum 30.000sten Mal, keine Ahnung.

»Es ist gar nicht so leicht für mich, über das neue Album zu reden«, rückt Campino gleich zu Anfang des Interviews heraus. Schon das ist glatt gelogen: genau dies tut

er schließlich doch, über zwei Seiten hinweg und mit der merkbefreiten Routine eines Kerls, der sich Sätze zurechthabart wie: »Also haben wir unserem Affen noch mal richtig Zucker gegeben und den Adrenalinspiegel nach oben gejagt. Auf diese Weise sich dann noch etliche Kracher auf das Album gekommen.«

In diesem Stil geht es weiter, Zeile um Zeile steigert sich Herr Frege richtig hinein, für wie direkt, kantig, unkonventionell und aufregend er sich hält. Währenddessen liefert der Interviewer Peter Matzke Vorlagen der Sonderklasse: »Seit 20 Jahren seid ihr das Flaggschiff des deutschsprachigen Kraft-Rock'n'Roll.« Und merkt nicht einmal, daß das gar keine Frage ist, sondern Anbietung der eher schleimigen Art. Immerhin läßt sich Campino auf diese Weise nur zu gerne ein Bekenntnis zur eigenen Großartigkeit abnötigen: »Wir passen schon auf, daß keine Routine einzieht, schaffen uns immer wieder unsere eigenen Kicks. Oder wir fahren alle zusammen für acht Wochen nach Indien, um das Kamasutra zu suchen. Gefunden haben wir's allerdings nicht.« So ein Pech aber auch.

In diesem Schmierfilm peinlichster Eitelkeit gibt Campino-Frege auch mal kund, was er tut, wenn er besonders aufmüpfig sein will.

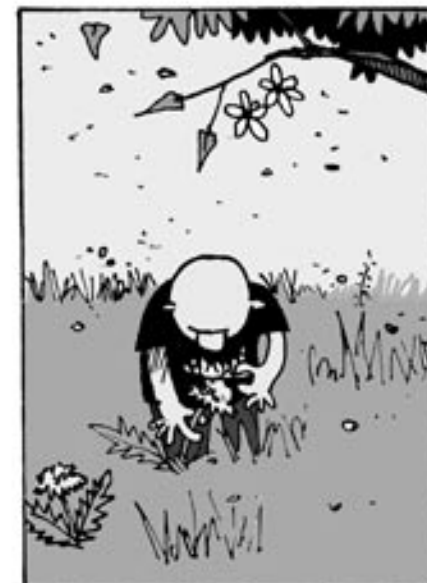
Dafür erwähnt die toteste aller Hosen um so lieber seine Beliebtheit in allen Teilen der Welt: »In Argentinien haben wir ja ziemlichen Erfolg, wie sich vielleicht herumgesprochen hat.« In diesem Schmierfilm peinlichster Eitelkeit gibt Campino-Frege auch mal kund, was er tut, wenn er besonders aufmüpfig sein will. So beispielsweise bei einem Konzert in Peru – ja ja, auch dort kennt man ihn, ja IHN!, der sich seinen, wie er sagt, Erfolg hart erarbeitet hat und nicht müde wird, dies ein ums andere Mal erneut zu verkünden. »Bei unserer Version von »Guantanamo« wurde unsere mangelhafte Aussprache gerügt. In Wirklichkeit haben wir »Cunt in a mirror« gesungen.« Und setzt augenzwinkernd hinzu: »Wenn die wüßten ...«

Der Interviewer entblödet sich nicht einmal, auch noch die Übersetzung zu liefern für das, was ich, wenn ich's mir aussuchen könnte, lieber nicht verstünde. Doch damit nicht genug: für *Blitz* ist selbst das noch Bonmot genug, um als Überschrift Verwendung zu finden: »Geschlechtsteil im Spiegel«. Da hilft nur noch die Zuflucht in einem Gedicht:

Campino möchte punkig sein
Er findet's toll. Jedoch in dieser
Welt da bleibt er doch bloß was er ist
Ein Proll und dumpfer Spießher

Ralf Rudolffy

EL EQOLSTE BLÜTENZAMBER



Comic: Ulf Salzmann

Die hängende Kinnlade – Rot-weiße Sprachfehler zum Nachlesen

Aus eigener Anschauung weiß ich, daß man in Erfurt als Zugezogener schnell und aufs vortrefflichste heimisch werden kann – aber auch, daß die zuweilen noch gesprochene Mundart, genannt »Erfurtsch«, nicht unerheblich der Lebensqualität Abbruch tun kann. Eben wieder: »Drefff wär uns uffn Däomschdufn?« plärrt gerade eine ältere Frau quer über den Platz und mir wird ganz anders. Dialekte anderer Landstriche mögen ja auch nicht immer leicht verständlich sein – sie haben aber häufig wenigstens etwas an Originalität, Witz und Charme. Das in Erfurt anzutreffende Gemuffel und Genuschel hat nichts dergleichen. In jeder Hinsicht unelegant, klingt es nur ordinär und nach sträflich unterlassener Sprecherziehung.

Nun gut, dachte ich, wenn der Erfurter nicht mehr nach Provinzzoni klingen will, wird er sich etwas am

Riemen reißen und seine sprachliche Ungehobeltheit ein wenig glätten, und der Einfluß Zugezogener werde ein übriges tun. »Erfurtsch« stürbe aus, das war bislang meine Hoffnung. Rüdiger Bomberg heißt der Mann, der sie zu nichte macht. Er hat ein Buch über die Erfurter Mundart herausgebracht, um diese vor dem eigentlich angemessenen Vergessenwerden zu retten. Als sei das ein Verdienst, präsentiert sich Herr Bomberg mit einem T-Shirt mit der Aufschrift »Wie enn« und behauptet frech, »Erfurtsch« werde Kult. Die reißende Nachfrage, die seinem winzigen Büchlein innerhalb kürzester Zeit die dritte Auflage einbrachte, scheint ihm recht zu geben.

Zum Buch selbst gibt es sonst nicht viel zu sagen. Beim Querlesen befällt mich jedoch ein Verdacht, daß es sich um eine Mogelpackung handelt, denn viele der angeblich original Erfurter



Rüdiger Bomberg:
Erfurter Mundart
Erfurtsch – Deutsch,
Verlag Schwarzes
Pferd 2004,
9.90 Euro

Ausdrücke sind mir aus meiner niedersächsischen Heimat durchaus geläufig. Könnte es sein, daß da Begriffe requiriert wurden, die außer durch schlechte Aussprache gar nicht so zu Erfurt gehören, wie es der Autor glauben machen möchte? Eigentlich egal, denn an der Wirkung ändert es nichts – die hängende Kinnlade wird durch ein Buch geädelt. Wenn es Kult wird, »wie enn?« oder »fuffzsch« zu sagen, dann braucht man sich über anderweitig einstürzende Sprachkompetenz nicht zu wundern.

Ralf Rudolffy

Kommissar Saller ermittelt

Warum bloß war er nicht in Italien auf die Welt gekommen? Jetzt sah er vor sich Elxleben, das sich, so ganz und gar nicht italienisch, kaum vom Himmel unterschied. Der Erfurter Polizeikommissar Hans Saller hat es nicht einfach: Statt es dem Herrn Geheimrat Goethe nachzutun und es sich im Zitronenland bequem zu machen und ordentlichen Wein zu trinken, muß der Beamte auf lahmen Pferden über matschige Wege reiten, Verbrecher jagen und immer wieder diesen »sauren Wein aus Jena« saufen.

Kommissar Saller ist der Hauptprotagonist in Corinna und Henry Köhlerts Buch »Die Frau im Brunnen« über die Verbrechensbekämpfung im Erfurt des beginnenden 19. Jahrhunderts. Aus drei überlieferten Mordfällen entwerfen die beiden Erfurter Autoren mit etwas Fiktion, historischen Fakten und Lokalkolorit drei Kriminalgeschichten, die sich im magischen Dreieck zwischen Alach, Kühnhausen und Mittelhausen abspielen. Harry Saller löst die Fälle mit einer Mischung aus Erfahrung und Hellsich-

tigkeit. Im Gegensatz zu den Mordfällen und deren Protagonisten ist die Figur des Kommissars fiktiv. Sie ist der rote Faden, der die Geschichten miteinander verbindet.

Leider garantiert die Schilderung des gewieften Vorgehens des Kommissars nicht immer kriminalistische Hochspannung. Man fragt sich, ob es sich um einen Krimi oder eine historische Falldokumentation handelt. Der Erzählstrang wird allzu oft durch unnötige Nebenschauplätze, aufgeblähte Dialoge und historische Ausschweifungen auseinandergerissen, die den Spannungsbogen manchmal fast zum Erliegen bringen. Im besten Fall kann aber auch gerade das spannend sein. Etwa in der zweiten Geschichte, in der der eigentliche Kriminalfall irgendwann völlig nebensächlich wird. Dafür beschreiben die Autoren anschaulich die Zustände in Erfurt nach dem Sieg der Franzosen in der Schlacht bei Jena und Auerstedt 1806.

Daß sich die Autoren im Buch bewußt nicht der damaligen Sprache (»zu

schwülstig«) bedienen, ist so schade wie verständlich. Ob man jedoch deshalb Menschen des 19. Jahrhunderts Worte wie »Sex«, »Beziehung« oder »Job« in den Mund legen muß, darüber läßt sich streiten. Der Authentizität der Geschichten ist dies aber gewiß nicht zuträglich.

Trotz allem ist »Die Frau im Brunnen« ein sehr reizvolles Buchprojekt, das allerdings sein Potential noch nicht vollständig ausgeschöpft hat. Aber dafür geht Kommissar Saller ja nun noch öfter auf Verbrecherjagd. Sein nächster Fall »Das Gift in der Suppe« erscheint in diesen Tagen.

Daniel Tanner



Corinna und Henry
Köhlert: Die Frau
im Brunnen und an-
dere Verbrechen aus
Goethes lieblicher
Heimat. Anderbeck
Verlag 2004, 215 S.,
9.80 Euro

Handbuch für Autorinnen und Autoren

Bereits in der 6. Auflage erschien Anfang diesen Jahres das neue »Handbuch für Autorinnen und Autoren«. Herausgegeben von der Münchener Verlegerin Sandra Uschtrin, kann »Der Uschtrin« inzwischen guten Gewissens als Standardwerk bezeichnet werden. Das Buch ist mit seinen 43 Euro Ladenpreis zwar nicht gerade ein Schnäppchen, aber die Anschaffung lohnt sich.

Hier findet die professionelle, als auch ambitionierte SchreiberIn nützliche Informationen, die sie sich sonst mühsam zusammen suchen müßte. Zudem gewährt das Buch interessante Einblicke in den Literaturbetrieb. Hier kommen alle Seiten zu Wort. Welche AutorIn weiß schon, was in einer VerlegerIn oder LektorIn vorgeht, wenn sie ein unaufgefordert eingeschicktes Manuskript in die Hände bekommt? Hier erfährt es

die AutorIn. Das Spektrum reicht dabei von der Frage »Wie finde ich einen geeigneten Verlag für mein Manuskript?« bis hin zu Tips und Tricks, wie ein anständiges Anschreiben bzw. tragfähiges Exposé aussehen könnte.

Einen zentralen Stellenwert nimmt in der 6. Auflage die Frage ein: »Wie soll oder kann ich von meinem Schreiben leben?« Natürlich liefert das Buch hierfür kein Patentrezept. Aber es kommen AutorInnen zu Wort, die berichten, wie sie das anstellen, auch ohne ein hoch gefeiertes Genie zu sein. Da findet sich dann auch der ein oder andere nützliche Hinweis.

Wer also – über kurz oder lang – mit seiner Schreiberei nicht nur sich, Oma Erika und Onkel Heinz glücklich machen will, der sollte über eine Anschaffung nachdenken. Beziehen läßt sich

das Buch über den Buchhandel oder direkt unter www.uschtrin.de.

Zum Abschluß noch ein Tip: Sandra Uschtrin gibt mindestens einmal im Monat einen Newsletter heraus. Darin finden sich aktuelle Ausschreibungen rund um den Literaturbetrieb, also Preise, Stipendien, Anthologien usw. Der Newsletter ist kostenlos und das Anmeldeportal findet sich ebenfalls auf ihrer Internetseite.

Alexander Platz



Sandra Uschtrin/
Michael Joe Küspert:
Handbuch für
Autorinnen und
Autoren. Uschtrin
Verlag, 704 S.,
München 2005,
43.00 Euro

Die Reformlüge

Das Buch »Die Reformlüge« ist empfehlenswert. Für die, die mit bisherigen Reformen, Entscheidungen und Statements der Politik nicht einverstanden sind, aber auch für diejenigen, die sich in uneingeschränkter Selbstherrlichkeit den politischen und medialen Parolen anschließen, ohne nachzudenken. Albrecht Müller kritisiert die in der Öffentlichkeit gängigen Statements, mit denen die »Reformnotwendigkeit« beschworen wird. Vor dem Hintergrund historischer Umbrüche stellt er in der Gegenwart getroffene Entscheidungen und Vorgehensweisen kritisch in Frage. Er bietet keine Lösungen als Königsweg an, sondern konstruktive Gedankengänge, die die »andere Seite der

Medaille« – Reformnotwendigkeit – beleuchten. Es wird deutlich, daß die bisherige Denk- und Handlungsweise seitens der Politik auf dem Prinzip »mehr desselben« basiert und selbstreferentiell-borniert der einmal eingeschlagene Weg forciert wird.

Zwei Beispiele: Der Denkfehler (S. 35) »Steuersenkungen schaffen Investitionen und Arbeitsplätze« basiert auf eindimensionalen Begründungsmustern, frei nach dem Motto: wenn ..., dann..., fehlt nur noch der Pawlowsche Hund, der, so konditioniert, wenn die Glocke bimmelt, speichelleckend zum Freßnapf rennt. Es wird verschwiegen, daß Investitionen abhängen von: Absatz- und Gewinnerwartungen, Infrastruktur, Qualifizierung potentieller Arbeitskräfte vor Ort, Lebensqualität und vor allem dem kulturellen Reichtum einer Region (z.B. Dresden).

Mit der häufig verwendeten Parole »Der Staat ist zu fett geworden«(S. 36) wird beklagt, daß eine »außerordentliche Höhe der Staatsquote« (geschaffenes Volkseinkommen) »vom Staat für seine Zwecke beansprucht wird«.

Gemeint sind notwendige Gemeinschaftsaufgaben des Staates, z.B.: das Betreiben von Kindergärten, Schulen, Hochschulen und die Finanzierung des Personals, die Unterhaltung von Kinderbetreuungseinrichtungen, zur Unterstützung der Eltern, (Vereinbarkeit von Familie und Beruf), die Gewährleistung präventiver gesundheitspolitischer Maßnahmen (Drogen) etc. So werden Gemeinschaftsaufgaben nach neoliberalen Begründungsmustern als Kostenfaktoren diffamiert, die zu viel Geld kosten, jedoch nicht als Innovations- und Investitionspotential begriffen.

Die Stärke des Buches liegt darin, daß Hintergründe aufgezeigt werden, die durch Politik und Medien keine Erwähnung fanden. Es macht Spaß das Buch zu lesen, vielleicht gerade deshalb, da es hier und da - mit einigen ironischen Formulierungen gespickt - zum Schmunzeln führt. Vor allem aber deshalb, da die Argumentationslinien für jeden Leser gedanklich nachvollziehbar sind und Perspektiven einbeziehen, die es zukunftsweisend zu diskutieren gilt.

Rita Herwig



Albrecht Müller:
Die Reformlüge. 40
Denkfehler, Mythen
und Legenden, mit
denen Politik und
Wirtschaft Deutsch-
land ruinieren.
Droemer Verlag, 416
S., München 2004,
19.90 Euro

Von der Unmöglichkeit,
einen Elefanten in einen Hut zu stecken



»Als ich sechs Jahre alt war, sah ich einmal in einem Buch über den Urwald, das »erlebte Geschichten« hieß, ein prächtiges Bild. (...) Ich habe damals viel über die Abenteuer des Dschungels nachgedacht, und ich vollendete mit einem Farbstift meine erste Zeichnung. Meine Zeichnung Nr. 1 sah so aus:

Ich habe den großen Leuten mein Meisterwerk gezeigt und sie gefragt, ob ihnen die Zeichnung nicht angst mache. Sie haben mir geantwortet: »Warum sollen wir vor einem Hute Angst haben?« Meine Zeichnung stellte aber keinen Hut dar. Sie stellte eine Riesenschlange dar, die einen Elefanten verdaut. Ich habe dann das Innere der Boa gezeichnet, um es den großen Leuten deutlich zu machen. Sie brauchen ja immer Erklärungen. Hier meine Zeichnung Nr. 2:

Die großen Leute haben mir geraten, mit den Zeichnungen von offenen und geschlossenen Riesenschlangen aufzuhören und mich mehr für Geographie, Geschichte, Rechnen und Grammatik zu interessieren. So kam es, daß ich eine großartige Laufbahn, die eines Malers nämlich, bereits im Alter von sechs Jahren aufgab. Der Mißerfolg meiner Zeichnungen Nr. 1 und Nr. 2 hatten mir den Mut genommen. Die großen Leute verstehen nie etwas von selbst, und für die Kinder ist es zu anstrengend, ihnen immer und immer wieder erklären zu müssen.« (Antoine de Saint-Exupery: Der kleine Prinz)

Die Stelle aus dem Buch fiel mir in dem Moment ein, als die achtjährige Linda ins Jugendhaus gestürmt kam, und mich mit Fragen überhäufte: »Warum muß unser Jugendhaus schließen? Wieso können die das so einfach machen? Die sagen doch immer wir sind wichtig. Warum ist unser Jugendhaus weniger wichtig als andere? Wenn das Haus leer steht, nützt es doch niemanden. Was können wir tun, damit es auf bleibt?« Kinder lassen sich ja bekanntermaßen nicht so leicht mit »einfachen« Antworten abspeisen, es sei denn sie haben irgendwann aufgegeben, von den Erwachsenen wahrhaftige Aus-

sagen zu erhoffen.

Die »Überzeugungskünste«, die man in letzter Zeit im Zusammenhang mit den Streichungsplänen bezüglich der Zuschüsse an freie Träger der Jugendhilfe, Sport- und Kulturvereine zu hören bekommt, zeigen wieder einmal deutlich die gegenwärtig existierenden Ideologien, welche die immer umfassender werdenden Entfremdungsvorgänge begleiten. Zum Beispiel wird da das Argument angebracht, es würden doch nicht alle Jugendhäuser schließen, die Kinder und Jugendlichen müßten sich dann eben auf den Weg in das nächste machen, so nach dem Motto: »Wenn der Mc

Donalds an der Ecke dicht macht, gehen wir eben in den nächsten, da gibt's das gleiche Kids-Menü!« Ich sehe dahinter eine zutiefst barbarische Input-Outputlogik, eine Reduzierung sozialer Austauschprozesse, die im Dualismus von Angebot und Nachfrage Beliebig- und Bedeutungslosigkeiten am laufenden Band produziert.

Es ist inzwischen schon eine erstaunliche Leistung von Ignoranz und Selbsttäuschung notwendig, unter Zeit- und Geldzwang getroffene Entscheidungen noch mit einer »Qualitätsdiskussion« zu umhüllen. Die Reduzierung von Personalstellen durch »Zusammenlegung« von Einrichtungen etwa wird mit dem Etikett der »Vernetzung« geschmückt; oder es wird kategorisch behauptet, »eine räumlich größere Einrichtung birgt mehr Platz für Qualität, denn da passen in gleicher Zeit mehr Kinder rein«.

Für viele kleine Leute wäre es ein großes Glück, wenn vielen großen Leuten mal eine Bruchlandung in der Wüste passieren würde und sie in der Einsamkeit ihrem kleinen Prinzen begegneten, vor dessen ernsthaft nach Wahrheit suchenden Fragen es dort keine Rückzugsmöglichkeiten gäbe. Diese Wüste könnte überall da entstehen, wo wir uns selbst gestatten, die eigene Ohnmacht gegenüber dem verwalteten, verregel-

ALTSTADTKNEIPE

GROSSE ARCHE 8
99084 ERFURT
TEL.: 0361 – 6421840

Offen: Mo ab 19 Uhr, Di-Sa ab 12 Uhr, So ab 13 Uhr

BUCHHANDLUNG
Am Aidspeicher
ANTIQVARIAT

Domplatz 24, 99084 Erfurt
Tel.: 0361 - 5 66 06 65

Bücher jenseits der Stapelware
& Bestseller-Listen!

ANZEIGEN

ten und verordneten Leben einzugestehen, in dem wir uns nicht mehr selbst bewegen, sondern uns bewegen lassen, von bequemen (Denk)Gewohnheiten, Sachzwängen, Strukturnotwendigkeiten und »realistisch« rationalen Einschätzungen.

Die kurzfristig mitgeteilten Streichungspläne führten in den letzten Monaten zu Ausnahmezuständen, der von Schließung bedrohten Einrichtungen.

Ein »Krisengespräch« folgte dem nächsten, jede Menge Energie wurde in die Organisation und Durchführung von Protestmärschen und Aktionen gesteckt; die einzelnen Initiativen steckten in einem Wust von Insolvenzverfahrensregeln, Personalstellenberechnungstabellen, KJHG-Begriffsauslegungstexten fest, und immer wieder zermürbendes Warten auf Entscheidungen »von Oben«... Wie immer, wenn »normale« Alltagsabläufe und »selbstverständliches« Leben abrupt durchbrochen werden, wird die Grenze individueller und

Doch lassen wir uns immer weiter hineintreiben in die Diktatur des nur »Machbaren«, arbeiten wir weiter mit an einer kontinuierlichen Vernichtung des Möglichkeitssinns und der Vielfalt an Lebens- und Erlebnismöglichkeiten.

kollektiver Tiefenstrukturen durchlässig, im Zuge der aktuellen »Krise« drängt der konstante aber geleugnete »normale« Ausnahmezustand an die Oberfläche, indem die Kontexte alltäglichen Handelns drohen, in Frage gestellt zu werden. Auflösung von Grenzen werden ja zunächst immer auch als Bedrohung erfahren, denn hinter ihnen liegen all die Paradoxien, Zweifel, Ängste, Schuldvorwürfe des gelebten oder nicht gelebten Lebens.

Sicher ist, die soziale Frage kann nicht nebenbei gelöst werden, nicht durch politisch verordnete Programme, nicht durch pädagogisch wertlose Expertengespräche auch nicht durch die unsichtbare Hand des real existierenden Kapitalismus mit neoliberalen Sozialanstrich. An ihr muß gearbeitet werden.



Mut, der Wille zur Veränderung der Veränderung, klares Denken und kreative gestaltende Kräfte müßten übergreifend aufgebracht werden, um einen wirklichen Lern- und Entwicklungsprozeß in Gang zu setzen, für den Einzelnen, wie für die Gemeinschaft.

Doch die Ahnung, die sich einschleicht, vom Bestehen einer Ausweglosigkeit innerhalb der gegenwärtigen verregelten, selbstreferenten Handlungs-, Denk- und Erfahrungskreisläufe, wo nur noch neue Lösungsversuche zur Bewältigung alter Lösungen veranstaltet werden, erzeugt eine lähmende Unruhe. Die Konfrontation mit dem Unerträglichen ruft wieder einmal die gewohnten Verteidigungsstrategien auf den Plan. Man möchte zur Ruhe kommen, wieder »Normalität« einkehren lassen, sich wieder der »eigentlichen« Arbeit zuwenden.

Doch lassen wir uns immer weiter hineintreiben in die Diktatur des nur »Machbaren«, arbeiten wir weiter mit an einer kontinuierlichen Vernichtung des Möglichkeitssinns und der Vielfalt an Lebens- und Erlebnismöglichkeiten. Die »Normalität« ist, daß die geistigen, seelischen und körperlichen Wunden, die bereits in der Vergangenheit angebracht wurden, und die Konsequenzen dieser Zerstörungen nicht durch gegenwärtige sozialpädagogische Notversorgungsenklaven begrenzt werden können.

Die schizophrene Situation, der auch Akteure im professionellen Sozialbereich ausgesetzt sind, ist nicht neu. Die

konkreten Leistungen in den Einrichtungen und Initiativen; der Kraftaufwand, das Engagement, die Hingabe im alltäglichen Tun erscheinen in keinem Leistungskatalog. Entwicklungs- und Lernprozesse der Einzelnen in gewachsenen Beziehungsnetzen passen in keinen Sachbericht, auch nicht die individuelle Art und Weise der Aneignung, Sinndeutung und Gestaltung unmittelbarer Lebensräume. Aber um soziale Arbeit auf dem (Verwaltungs-)Markt einordnen zu können, »müssen« kalkulierbare Daten »produziert« werden, denn diese kann man zählen, in eine Rangordnung bringen und in ökonomische Bedarfe umrechnen. Damit wird Vergleichbarkeit sozialen Geschehens und Austauschbarkeit der Individuen suggeriert. Der Blick für das Einmalige und Besondere im Zusammenspiel kollektiver und individueller Geschichte(n) geht verloren, das »Was« gewinnt die Oberhand über das »Wie«.

»Störenfrieden«, die es wagen, die Eindimensionalität banalogischer Argumentationen offen anzusprechen und die nicht gewillt sind, sich an der wohl tätigen Verdrängungsarbeit zu beteiligen, wird Blauäugigkeit und Realitätsferne bescheinigt oder ihnen wird geraten: »Wer noch Visionen hat, der sollte ins Irrenhaus gehen!« Die gleichen Leute bringen es auch fertig, Kindern den Elefanten in der Schlange auszureden, indem sie auf den harmlosen nützlichen Hut insistieren, natürlich aus der reinen guten Absicht heraus, ihnen die Angst nehmen zu wollen.

Katja Ellguth

Erfurt – Rom

jsadfhjsdhjssjhfdvaö

Der Platz hat was. Hab ihn im Sommer mal fotografiert, ganz menschenleer war er da. Es regnete und die Springbrunnen liefen. Im Hintergrund die Neue Oper, sehr ernst und ohne Augenzwinkern. Dafür rechter Hand ein Stück Stadtmauer, das aussah (und noch -sieht), als hätte sich ein Abenteuerspielplatz hierher verirrt.

Kinder hab ich da allerdings noch nicht gesehen und der Platz ist auch ohne Regen meist leer. Abends kann man ein paar Opernbesucher zielstrebig zum Eingang marschieren sehen. Wie in einer zu groß geratenen Empfangshalle, in der man sich flüchtig die Schuhe abtritt. Zugegeben, auch ein paar Skateboardaktivisten nutzen die beiden Bankreihen für artistische Kunststücken. Was man so dafür hält. Ansonsten dünne Luft. Gegenüber vor dem neuen Fünfsterne-Grandhotel am Dom sieht es auch nicht grad nach prallem Leben aus. Der Portier mit verschlafenem Blick zupft sich gelangweilt am Livree. Ich dreh mir mal eine Zigarette, ich hab Zeit. Minuten, in denen nichts geschieht, angeblich wird das Hotel ja nicht übermäßig frequentiert.

So ereignisreich ist's vorm Erfurter Hof auch, denk ich. Ja, der Erfurter Hof, der gammelt friedlich vor sich hin. Wie auch das Schauspielhaus; seltsame Leerstände in Erfurt. Für die Alte Oper, die geradezu einsturzgefährdet geredet wurde, hat sich ja ein neuer Betreiber gefunden. Für eine Million Eus hat er sie wieder flott gemacht. Im Gegensatz zur Neuen Oper muß der sich allerdings nicht zu zehn sondern zu hundert Prozent selbst tragen. Und Erfurt hat jetzt zwei Opern, für den Unkostenbeitrag von 100 Millionen nochwas. Da sage einer, Stadt und Land hätten nichts für Kultur übrig. (Wobei zu bedenken ist: gezahlt hat zu großen Teilen der rotgrünregierte Bund, der berüchtigte Steuergeldverprasser.) Möchte wis-

sen, ob die Mietkosten für das geplante Spielkasino im Grandhotel auch als Kulturfördermaßnahmen durchgehen. Seit Sommer 31.000 Eus im Monat. Der Übersichtlichkeit wegen hat man den Mietvertrag ja gleich für zehn Jahre abgeschlossen; das sind doch feste Posten, mit denen sich rechnen läßt. Leider steht es noch immer leer, das Spielkasino. Frage mich, ob da so einer wie ich reinkäme. Wenn ich was zu sagen hätte, würde ich ja an ArbeitslosengeldII-Empfänger sagen wir fünf Prozent ihres Monatsetats in Roulettechips auszahlen. Brot und Spiele, alte römische Weisheit. Nur ist Erfurt nicht Rom, round de va bleu, nichts geht mehr. Das sagen zumindest etliche Jugendhäuser. Die Verträge sind aufgekündigt, die Riegel schon halb zugeschoben. Statt Tischfußball gibt's dann zerklopfte Straßenbahnwartehäuschen; wenn das mal billiger wird. Überhaupt hat man's hier nicht mit Spielen; das Schauspielhaus ist dicht und ein anderes Schauspiel wurde uns Erfurtern auch mißgönnt. Die stark frequentierte Fuchsstraße, für 100.000 Eus um einen halben Meter herabgesetzt, ist nun kein beliebtes Ausflugsziel mehr, Parlamentariern beim Nasepobeln zuzusehen. Oder beim Kartenspielen. Schade, abgesehen von der Tatsache, daß man auf dem teuren sanierten und teuer gepflegten Anger ab sechs Drogendealern bei der Arbeit zuschauen kann, fehlt es hier schmerzhaft an Unterhaltung.

Die Brunnenspiele im Regen, die schon, die waren geradezu römisch. Das knöcheltiefe Brunnenbecken weniger. Da könnte sich auch eine weniger langbeinige Grazie als Ekberg lediglich die Fußsohlen abkühlen. Das Leben ist hier zumeist teuer, an Süße fehlt's beträchtlich. Muß an den Breitengraden liegen, denk ich, zieh die Jacke zu und schlenkere über den leeren Platz wieder nach Hause.

Jens Keffler



21.-24. Juli in Erfurt

Die gesellschaftliche Unzufriedenheit wird immer größer. Doch welche Veränderungen sind notwendig, um die sozialen Grundbedürfnisse und natürlichen Lebensgrundlagen der Menschen zu sichern, ihre Würde zu wahren und demokratische Mitwirkungsmöglichkeiten zu erweitern? Wir müssen uns selbst auf den Weg machen!

Darum findet das 1. Sozialforum in Deutschland unter dem Motto »Eine andere Welt ist möglich« vom 21. bis 24. Juli 2005 in Erfurt statt. Dort wollen wir jenseits von Parteien und weltanschaulichen Abgrenzungen Formen des Widerstands entwickeln und Widersprüche im Streben nach gemeinsamen Handlungsmöglichkeiten und der Entwicklung von Alternativen überwinden. Dabei soll es vor allem um folgende Themen gehen:

- Arbeitswelt und Menschenwürde
- Globalisierung und die Rolle Deutschlands in der Welt
- Menschenrechte und politische Teilhabe
- Eine lebenswerte Welt – anders leben

Einige Aktive und Gruppen organisieren offene Räume, in denen die Menschen, die zum Sozialforum kommen, ihre eigenen Ideen umsetzen können. Dafür soll es genug Räume, Ausstattung und Möglichkeiten geben – in Schulen, auf Camps oder in der FußgängerInnenzone.

- www.sozialforum2005.de (Infos zum 1. Sozialforum in Deutschland)
- www.sozialforum-von-unten.de.vu (Neuigkeiten der Initiative »Offene Räume«)
- www.dsfgsf.org (generelle Infos zu Sozialforen auf der Welt)

Am Ende aller Argumente ...

Da sitzt P., der Politiker, den ich eingeladen habe, vorsichtshalber, bevor ich einen Artikel über die Hintergründe des nunmehr offen zu Tage getretenen Sozialabbaus in Deutschland und vor allem in Thüringen, genauer noch in Erfurt, schreibe.

Wir sitzen uns gegenüber und an ihm ist nichts besonderes, nichts verschlagenes, er hält die Milchkaffeetasse genau wie ich, den Mittelfinger durch den viel zu kleinen Henkel und mit der Rechten leicht unter die Tasse greifend, um sie abzustützen. Macht ihn das schon normal? Immerhin rührt er den Schaum unter die heiße, rehbraune Flüssigkeit, während ich die Schokoflocken mit dem Löffel separiere und abschöpfe.

Ich bin vorbereitet, gleich kommen Zahlen, die kommen immer zuerst, das sehe ich in seiner Anspannung. Aber wo anfangen? Ich denke daran, daß wir in Thüringen überdurchschnittlich viele Schulabbrecher haben die nicht einmal die Hauptschule schaffen. Ein gutes Argument wie ich finde, um über den Irrsinn eines dreigliedrigen Schulsystems nachzudenken. Ich überlege, daß die Abwanderungsquote junger Menschen gerade aus den ländlichen Regionen zunimmt, das Durchschnittsalter mancher Kommunen auf über 46 Jahre angestiegen ist. Viel Raum für Luchs, Bär und Wolf hatte ich mir als Bourmont zurechtgelegt. EU geförderter Nationalpark Thüringen, nehmen sie dazu Stellung. Dann noch die Kürzungen gerade im Sozial- und Kulturhaushalt, 30 Prozent und mehr, ein argumentativer Todesstoß wie ich finde, angesichts zunehmender Erwerbslosigkeit Jugendlicher. Reicht nicht mal mehr für Brot und Spiele, was? Gegebenenfalls weglassen, Tiefschlag, hab ich mir klein daneben notiert.

Ich frage spontan: »Was steckt dahinter?« Zu unkonkret merke ich: »Was meinst

du, sind die Gründe, daß wir uns in dieser Abwärtsspirale befinden?« Er widerspricht nicht, überlegt zwischen zwei Schlucken Milchkaffee.

»Angst und mehr desselben.« Das muß er genauer erklären und so reden wir über Unternehmen, die abwandern. Das sind aber nur sehr wenige, die sich die Presse da rauspickt. Viele Unternehmen könnten gehen, wollen aber gar nicht und viele sagen, sie wollten, können aber gar nicht. Richtig, was wäre Jenoptik ohne Jena, Mailänder Doppelkorn und Thüringer Waldquell als Prager Cola? Also bitte. Aber es macht Angst.

»Jeder spart doch, oder wer noch kann spart«, sagt er, und die meisten Gelder, fast 80 Prozent, fließen über die schönen Fonds und Lebensversicherungen der Banken in die Exportwirtschaft, weil die die meisten Renditen bringt. In den Mittelstand investieren nicht mal mehr die Sparkassen. Aber der ist es am Ende vor allem, der regional Arbeit schafft und immerhin noch Steuern an die Kommunen abführt. Und dann in einer schlechten Konjunktur den Haushalt konsolidieren zu wollen, da muß man nicht Keynes heißen um den Irrsinn zu erkennen.

Am Ende trifft es alle die, die vor allem auf Steuergelder angewiesen sind und die Presse zeichnet noch ein völlig falsches Bild, da ginge noch was, aber da geht nichts mehr.

»Du bist schuld, das erdrückt dich«, sagt er, und damit meint er nicht sich, sondern all diejenigen, denen man vorwirft aus eigener Kraft nichts erreicht zu haben und ge-

nau hier setzt »aktivierendes Sparen« an. Das allein ist schon, milde gesagt, bedenklich. Eine Katastrophe ist, daß es in dem Wissen geschieht, daß es nichts bringt.

»Es ist nicht die Frage welche Argumente, sondern wer die Argumente ins Spiel bringt«, sagt er.

»Deutungshoheit«, sage ich und er nickt. Am Ende aller Argumente steht die Entscheidung noch mehr vom Selben zu machen, egal worum es vorher ging.

»Ist das auch dein Weg?« frage ich.

»Nein«, antwortet er, deutlich, kurz und gerade sitzend.

»Was würdest du tun?« Eine eher versöhnliche Frage.

»Gegensteuern Hannes, sofort gegensteuern. Aber habe ich die, wie hast du's genannt, Deutungshoheit?«

Wir trinken weiter unseren Milchkaffee und ich frage ihn nach seiner Familie. Schließlich sind wir seit der Schule befreundet. Als ich aufstehe und zum Tresen gehe um zwei kleine Bier zu bestellen sehe ich, wie er meinen Zahlensettel zu sich herüber zieht und fast unmerklich nickend liest. Ich korrigiere auf zwei große Bier während es draußen zu schneien beginnt.

B.M.

Die Vampire baten zum Tanz

L'espérance, aus dem Französischen entlehnt, bedeutet soviel wie »Die Hoffnung«. Unter diesem Motto stand ein im Dezember zu Ende gegangenes Musicalprojekt. Vom Jugendhaus »Erfurter Brücke« initiiert und von der Bundesstiftung CIVITAS sowie der Stadt Erfurt finanziert, bot dieses Projekt mehr als 40 jungen Menschen im wahrsten Wortsinne eine Bühne, auf der sie zeigen konnten, was wirklich in ihnen steckt. Nach acht Monaten des Trainierens und Probens präsentierten die Jugendlichen, überwiegend SchülerInnen Erfurter Regelschulen und Gymnasien, ihre Version des Musicals »Tanz der Vampire«. Drei Aufführungen im völlig überfüllten »Haus der Sozialen Dienste« bildeten das spektakuläre Finale.

Text und Fotografien: Sven Gatter





Briefklammern

(für den Zimtmann)

Von Paulina Schulz

simplify your love!

einfach
aus dem fenster zu gucken
traue ich mir längst nicht mehr
auch nicht ins treppenhaus
also schaue ich zur uhr und
presse mein ohr gegens schlüsselloch
doch ich muß schon
genau hinhören
denn sie geht auf leisen pfoten
und ich darf sie in
keinem Fall verpassen
die rote katze

Alexander Platz

Egal, wo ich hinging, die Welt war vollgepflastert mit Briefklammern, kleinen schneckenartigen Ungeheuern, die man nur aufzuheben und zu zähmen brauchte, um sich dann sukzessive einen kleinen privaten Zoo, bunt wie Seifenblasen, mit winzig kleinen scharfen Zähnen, aufzubauen.

* * *

Die Bestien;
nach gar nichts sortiert, wie folgt:

Ein sanftes silberfarbenes Wesen, fragil und so schüchtern in seinem Glanz. Aufgehoben an der Haltestelle, auf dem Weg zur Arbeit.

Ein gelbes. Tiger ohne Streifen, ein halbes, verlorenes. Vielleicht aber sprang es jemandem vom Blatt, um seine andere, braune Hälfte zu suchen? Umherirren in der Welt, auf der Suche nach Artgenossen.
Als ich ein braunes Tierchen fand, nahm ich es mit nach Hause und verdrahtete beide miteinander, eine kurze schmerzlose Operation, die Negativform der Trennung von siamesischen Zwillingen. Sie haben es überlebt. Sie lieben einander. Streifenklammern.

Das Goldene aus dem Kaffeehaus. Die Diva. Steckt an meinem Notizbuch und streckt sich den Sonnenstrahlen entgegen, glitzert, lockt.

Schwarze, immer wieder, die alles verachten, wofür sie einst erfunden wurden, am liebsten wären sie gerade, zu einer Li-

nie gestreckt, ihrem Daseinszweck völlig fremd, am liebsten hätten sie die Avantgarde begründet, aber da kommen sie zu spät, knurren frustriert in den Ecken meiner Schubladen.

Dann ein paar rote, über die Monate. Meine Lieblingstiere, oh ja, rotrotrot, warm und matt in der Hand. Habe sie alle wie zufällig in meinem roten Zimmer auf dem Schreibtisch ausgelegt, nun sehen sie aus, als ob sie weideten, rote Schafe, winzige Wärmeorte.

Lila. Da war mal eins, ließ mich an den Frühling denken, den Flieder. Romantisches Elfending.

Dieses verrostete, farblose, halb verhungerte. Das ich bemerkte, als ich, Abschiedsworte mit diesem Mann wechselnd, hinunter auf meine Füße schaute, auf den dunklen Asphalt - es regnete, er wollte weg, ich wollte mit, er wollte nicht, so banal wie nur was.
Und dann dieses knochige, rostige Vieh, mit seinem Blick um Liebe bettelnd, wie ich. Ich hob es auf und ging, ich drehte mich nicht um.

* * *

Ich, nach gar nichts sortiert, warum auch, eine Handvoll Briefklammern betrachtend:
Mein Bestiarium.

des von diesen hat eine eigene Farbe.« ROT hat verschiedene Nuancen und Facetten, die es sich lohnt aufzuspüren. Hier einige Untersuchungen und Darstellungen – mit Mut zur Lücke, um im Labyrinth der Farbe ROT einen roten Faden zu finden: PRÄHISTORISCH: ROT war die erste Farbe mit symbolischer Vorstellungskraft. In vorgeschichtlicher Zeit wurde rote Ockererde



DER ROTE FADEN – Aspekte einer Farbe Von Jana Rabisch
Schon Plato meinte: »Keine Farbe sehen wir rein wie sie ist, sondern entweder durch den Einfluß fremder Farben oder durch Licht und Schatten verändert ... immer wird die Farbe anders erscheinen. Ebenso geschieht es bei Feuer-, Mond- oder Lampenlicht. Denn ein je-

Überholmanöver auf dem Seitenstreifen

Von Jens Keßler

Gabi getroffen. Hatte rote Turnschuh an. Solche Teile, aus irgendnem Sportladen, wo Zwanzigjährige die Moneten von Papa in Markennamen anlegen. Ich sah ja nur Blinkzeichen, hatte fast schon einen Blendschatten im Auge. Gabi, bist du das? Aber Gabi ging's gut, gleich in die Offensive. Wie ich die Teile fände. Na, hat wohl schon eine Einstellung draus gemacht. Noch ehe ich was sagen kann, ihre Frage, warum über Fünfzigjährige nicht rote Turnschuh tragen könnten. Tja, warum eigentlich, sag ich nur. Aber Gabi ist grad nicht in Nachdenklichkeit gewickelt, der Schuhverkäufer hätte das ganz toll gefunden, hätte ihr nur Komplimente gemacht. Soso denk ich. Die Zeit wo ich mir die Dieters und Klaus' und Hans-Jürgens, ihre Internet- und Arbeits- und Abendbekanntschaften mit Option kurzwährende Beziehungskisten zu werden, meinte merken zu müssen, sind durch. Wie der Vater einer Sechzehnjährigen; unnütze Speicherbelegung. Sie hätte sogar ein Date mit ihm, sagt Gabi und: er ist geringfügig jünger. Sie sagt das so brutal kokett, daß man gleich an den Lehrling denkt. Was soll's, hab sie ja auch mal kennengelernt. Auf einer Party, sie in einer orangen Weste eines Straßenbauarbeiters, die sie mir als schick erklärte. Verrückte Alte, dachte ich und das ist sie ja auch. Aber ich hab sie auch anders erlebt. Ich hab ihre Küche gesehen, fast klebrig von Kitsch und Nippes, daß man sogleich einsame Hausfrau mit Staublappen vor sich sieht. Ich hab schwarz-weiß Fotos aus Gabis Jugend gesehen. Die mich an meine Mutter erinnerten; aufgrund solcher Fotos war ich jahrelang der Überzeugung, daß sie, meine Mutter, das Alter der Jugend schlichtweg übersprungen haben mußte; von der Schulbank in den Ehestand, vom Mädchenzopf zum Mutterbusen übergangslos gewechselt. Und ich hab Gabi einmal ganz aufgelöst erlebt. Gabi betrunken und verheult, weil man vor zig Jahren, zu tiefsten Zonezeiten, eine Disco abgebrochen habe. Zu viel Musikbeiträge aus dem nichtsozialistischen Ausland. Die haben sie betrogen, sagte sie, lallte sie, sie habe einmal nur die Stones sehen wollen. Über den Traum ist sie Ehefrau und Mutter geworden. Jetzt trägt sie rote Turnschuh, rot wie die Stoneszunge.

auf Leichen gestreut, um deren Weiterleben zu sichern. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß es überall rote Erde gab. Blau dagegen ließ sich nur schwer herstellen, da Färberwaid ja erst angepflanzt werden mußte. Rote Farbpigmente finden sich auch in frühester prähistorischer Höhlenmalerei. SYMBOLISCH: ROT gilt im mythischen Denken vieler Völker als die »männliche« Farbe, die Farbe des Krie-

Tulpen (UPFFZss)

Von Jonas M. Wetzel

Schlarlach«, »Schlarlach«, hämmerte es in ihrem Kopf! Bremslichter leuchteten, knapp nur kam sie vor der Ampel zum Stehen. Das Herz erhöhte die Taktfrequenz wegen der Aufregung, klopfte. Donnerstage haben es in sich, dachte Kathrein bei sich, während sie ihre getönten Haare zusammenband; sie leuchteten blitzend und grell in der Mittagssonne. Schon den ganzen Tag stand sie unter Spannung. Die Tarot-Karten hatten ja davon gesprochen, Veränderungen werden sich anbahnen.

Am Morgen hatte sie verschlafen, das Telefon riß sie aus dem Schlaf, indem es klingelte; falsch verbunden. Um acht Uhr siebenunddreißig hatte man ihr einen Termin zur Blutentnahme verordnet. In großer Eile verließ sie das Haus. Der kleine Fleischersohn von nebenan stand im Treppenflur und krächte: »Kathrein, ich habe Schlarlach!« Auf dem Kopf des Jungen saß eine Fleischermütze, um die Brust hatte er sich die besprenkelte Schürze des Vaters gebunden, welche über den Boden schleifte.

»Schaaar-lach«, berichtigte Kathrein, während sie die Treppe hinunterlief. Mit dem Fahrrad verursachte sie anschließend halsbrecherisch mehrere Beinahzusammenstöße. Man hatte sie beschimpft, »Wohl Tomaten auf den Augen?« und ähnliches gerufen.

Die Hetzerei erinnerte Kathrein langsam an Lola aus dem Film »Lola rennt«, dabei mußte sie ein wenig schmunzeln. Immerhin war sie mit dem Fahrrad unterwegs. Komisch, dachte sie, in Filmen waren immer alle Straßen leer, zu unreal fand sie, während sie ihr rostiges Gefährt zwischen den sich stauenden Autos vorbeimanövierte. Etwas gelöster passierte Kathrein kurze Zeit später den alten graugrünen Schlachthof in der Meinhoff-Allee und bog links in die Tulpenstraße ein. Ein seltsamer Name für eine Industriegegend, urteilte Kathrein; sie war mit dieser Meinung sicherlich nicht allein. Am Gebäude der städtischen Feuerwehr hielt sie quietschend und stieg, während ihr Magen deutliche Laute von sich gab, vom Rad.

Ihrem Instinkt gehorchend, griff Kathrein in die braune Ledertasche und zog einen Mars-Riegel ins Tageshell. Aus

Mars machte sie sich ja eigentlich nicht viel, aber einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nichts ins Maul, so wie ebenfalls bekanntlich der Teufel in Nöten die Fliegen nicht verschmäht. In einem oberen Stockwerk des quaderförmigen Bauwerks schaute jemand aus dem Fenster. Auf dem Fußabtreter war das Firmenlogo einer Wasserballfabrik abgebildet. Plötzlich ertönte Hundegebell; ein Rottweiler oder ein ähnlich großes Tier kam rasant um die angrenzende Mauer gehetzt.

Kathrein ließ den angebissenen Mars fallen, ihr schoß das Blut in den Kopf, sie taumelte, dem Hund ausweichend, zur Seite. »UPffzss«, entwich Kathreins Kehle, ein Geräusch, das fast dem des Hundes entsprach, der zeitgleich eine Art verkümmerten Nieser verlautbarte. Einige Sekunden später sprang der vermutlich tollwütige Hund über die linksseitige Ziergartenumzäunung und entschwand aus dem Blickfeld. Da trat jemand aus dem Hauseingang. Mit ruckhafter Handbewegung signalisierte jener jemand, Kathrein möge sich ihm nähern.

Der Mann war dick, deutlich älter als Kathrein und trug einen silbernen oder metallisch glänzenden Anzug.

»Alles klar bei Ihnen!« rief der Mann, als sei es eine Feststellung, und etwas fragender fügte er an: »Sie kommen wegen der Anzeige?« Kathrein nickte, wischte sich die Finger ab und nahm die ausgestreckte Pranke des Mannes entgegen.

»Mensch, sie sind ja ganz erhitzt, hier brauchen Sie einen kühlen Kopf, Mädchen!« Der Dicke ging die drei Stufen zur Eingangstür hinauf. Aus einer Innentasche des silbernen Anzuges brachte er eine golden glänzende Büchse zum Vorschein, die er umständlich aufriß und mit etwas wackeliger Hand Kathrein reichte.

»Mögen Sie Kirsch?« fragte der Mann. Kathrein dachte an damals und schüttelte den Kopf. Der Dicke nahm einen Bonbon aus der Büchse, steckte ihn in seinen Mund und schloß die Tür hinter sich mit einem Klacken. Irgendwo auf der Welt fiel Schnee aus eisigen Himmeln.

ges, Weiß dagegen als »weibliche« Farbe des Friedens. Dem Kriegsgott Mars wurde ROT zugeordnet. In der Antike stand ROT für Opfertod, Kampf und Krieg. Mit purpurfarbenen und roten Gewändern schmückten sich schon im Mittelalter Kaiser und Könige. Heute noch steht die Farbe ROT als Symbol für kirchliche und weltliche Macht. Beispielsweise sind die roten Roben



NULL NEGA

Von Franziska Wilhelm

Kürzlich bekam ich Post vom Blutspende-Institut. »Lieber Spender Nr. 30742099. Mit Ihrer Blutgruppe Null haben Sie eine im Bereich der medizinischen Versorgung sehr begehrte Blutgruppe!« Ich fühlte mich geschmeichelt. Ich schaute auf die Stelle unterhalb meines linken Handballens, an der sich eine blaue Vene gut sichtbar abzeichnete. Da floß es, mein Universalspenderblut.

»Das Institut für Bluttransfusion der Stadt D. ist nun derzeit in der problematischen Lage, daß deutlich zu wenige Blutkonserven der Blutgruppe Null vorhanden sind! Lieber Spender Nr. 30742099, gerade Ihre Blutgruppe Null Negativ wird gebraucht!« Ich las weiter und als der Brief mit: »Für Ihre Unterstützung danken wir Ihnen im Voraus!« endete, war mir klar: Ich hatte noch nie ein Schreiben mit einer solchen Dichte von Ausrufezeichen gesehen. Man traute sich gar nicht, den Brief im Sitzen zu lesen. Auch ich war unweigerlich aufgestanden. Und da ich einmal stand, beschloß ich mich gleich auf den Weg zum Zentrum für Bluttransfusion zu machen. In der Straßenbahn überkamen mich mit einem Mal leichte Zweifel. Meine letzte Spende war nicht allzu lange her. Im Prinzip war ich ja erst gestern in meinem Heimatort E. in meiner alten Schule Blut spenden gewesen. Aber ich hatte es ja gelesen: mein Blut wurde gebraucht, denn es mußten immer genügend Konserven da sein und der Bedarf an Blutprodukten war, wie ich mir als Spender Nr. 30742099 sicher vorstellen konnte, unverändert hoch!

Bevor ich in den Wartesaal des Transfusionszentrums eintrat, zog ich mir, wie es ein Hinweisschild verlangte, die blauen Hygiene-Überzieher über meine Schuhe, die einem beim Gehen immer so ein Duracell-Hasen-Gefühl gaben. Man konnte mit diesen Plastik-Stulpen nicht mehr einfach schnell weglaufen, sondern war gezwungen immer einen Fuß vor den anderen zu schieben.

»Ah, eine Null Nega«, rief mir die Frau vom Tresen in kraftvollem Sächsisch zu, als sie mich mit dem Brief anschlurften sah. Jetzt hatten es alle gehört. »Dann bitte mal den Bogen hier ausfüllen und das Thermometer in den Mund nehmen«, sagte die Schwester. Ich nahm alles mit und setzte mich an einen der Tische. Um mich herum waren alle Leute mit dem

Ausfüllen der Formulare beschäftigt. Mein Blick fiel auf das Regal mit den Äpfeln und den Trinkpäckchen.

Oh, Gott! dachte ich, ich hatte vergessen ausreichend zu trinken, so wie es im ABC des Blutspenders stand. Möglichst drei Liter sollte man zu sich genommen haben. Kaffee zählte nicht. Ich überlegte: So ein Trinkpäckchen hat 0,2 Liter, fünf wären also ein Liter und dreimal fünf wären dann drei Liter. Ich mußte also fünfzehn Trinkpäckchen schaffen, dann wäre alles in Ordnung. Ich stellte die Packs um mich herum auf den Tisch, piekste das erste an und begann den Bogen auszufüllen. Es war ein ewig langes Formular mit kompliziert gestellten Fragen und das Ausfüllen schluckte immer die Zeit, die man viel besser mit dem Schmökern in den ausliegenden »Lesezirkel-Zeitschriften« verbringen konnte. Meistens wurde man dann, wenn man sich endlich einer dieser Zeitungen widmen wollte, zum Arzt gerufen. Das sollte mir heute nicht passieren. Ich wußte noch das Grundschema des Bogens: Man mußte alle Fragen mit »Nein« ankreuzen und nur die vorletzte mit »Ja«. Das ging schnell. Nach zwei Minuten und fünf Orangen-Nektar-Trinkpäckchen war ich fertig. Jetzt konnte ich lesen.

Während ich mich in einem Artikel über Blutgruppendiäten informierte, trank ich noch mal einen Liter Apfel-Nektar. Mein Magen begann seltsam zu gluckern. Ein paar Mal mußte ich multivitaminisch aufstoßen. Eine Frau setzte sich mir gegenüber, nahm den Bogen und packte dann das Plastik-Thermometer aus. Das Thermometer! Das hatte ich ja ganz vergessen! Da ich ja auch noch fünf Trinkpäckchen zu trinken hatte, schob ich mir also den kleinen Strohhalm des Päckchens Nummer elf in den linken und das Thermometer in den rechten Mundwinkel. Der Plastik-Geschmack des Einweg-Thermometers variierte den Nektargeschmack ein wenig, was mir zwischen eine willkommene Abwechslung erschien.

Wenig später wurde »Der Nächste« gerufen. Ich erhob mich von meinem Tisch, ein Trinkpäckchen, das letzte, mußte ich zurücklassen. Im Arztzimmer saß ein junger Arzt an seinem Schreibtisch. Er fragte mich, ob es mir gut gehe und ob ich genug getrunken habe. Ich dachte an das übriggebliebene fünfzehnte Trinkpäckchen. »Naja, so 2,8 Liter«, sagte ich unsicher.

»Gut«, sagte der Arzt und ich war erleichtert. »Dann wollen wir mal den Blutdruck messen«. Ich machte meinen Arm frei. »Eigentlich zu niedrig. Stehen Sie mal bitte auf!« Er ließ mich fünf Kniebeuge machen, was meinem Trinkpäckchen-Magen nicht unbedingt entgegenkam, doch dann war der Blutdruck hoch genug. Danach piekste er in meinen Finger. »Der Eisenwert ist auch nicht optimal«, sagte der Arzt, »aber da geb' ich Ihnen mal ein Präparat mit, das nehmen Sie ab jetzt immer. Und nicht wundern, wenn sich der Stuhl ein bißchen verfärbt.«

»Alles klar«, sagte ich und war schon fast draußen.

»Ach ja eins noch: Waren Sie innerhalb der letzten drei Monate zum Blutspenden hier?«

»Nein«, rief ich ihm schon halb aus dem Gang zu. *Hier* war ich zum Blutspenden nicht gewesen.

Ich klopfte an die Tür des Raumes mit den Liegen.

»Ach, endlich mal wieder ne Null Nega«, freute man sich über mein Kommen. »Dann suchen Sie sich mal ne schöne Liege aus, und ich komm dann gleich.« Ich fühlte mich privilegiert. Langsam schritt ich von einer Liege zur andern und testete mit Hand und Gesäß die Polsterbeschaffenheit. Letztendlich entschied ich mich für eine Liege mit Fensterblick. Die Schwester kam, um mir die Nadel anzulegen. Ich nahm dieses Mal den linken Arm. Als die Nadel meine Vene durchstach, verspürte ich einen nicht unbedeutenden Schmerz, aber ich wußte, ich mußte tapfer bleiben. Mein Blut wurde gebraucht.

Kaum eine halbe Minute später piepste der Abzapfapparat. Die Schwester kam zu mir: »Ihr Blut fließt nicht richtig. Nehmen Sie mal den Schwamm in die Hand und drücken Sie den rhythmisch.« Ich haßte den Schwamm. Es war mir immer unangenehm mein Blut rhythmisch aus mir herauspressen zu müssen. Außerdem setzten mir die vierzehn Trinkpäckchen zu. Mein Bauch fühlte sich wie eine Bowlingkugel an. Das einzig erträgliche in diesem Moment war diese angenehme Müdigkeit, die plötzlich über mich kam. Nur ganz entfernt hörte ich noch das Piepen des Blutspende-Apparates. Aber es störte mich nicht mehr, denn vor allem hörte ich nun ein Geräusch: das Meer.

Leicht verschwommen sah ich eine Gestalt auf mich zukommen: »Hallo, ist alles in Ordnung mit Ihnen? Können Sie mich hören oder hören Sie mich vielleicht wie durch eine Wand?« Ich überlegte wie sich wohl eine Wand anhörte, aber ich konnte mich nicht konzentrieren, weil das Meer so laut rauschte. Schemenhaft sah ich mehrere Personen um mich herumhuschen. Mir wurde etwas in den Mund geschoben. »Iiiih, Traubenzucker«, wollte ich sagen, aber da wurde mir schon Flüssigkeit eingeflößt. Den Wasserbecher sah ich nun schon wieder deutlicher, auch die Personen um mich herum wirkten nicht mehr so verschwommen. Ich erkannte den Arzt.

»Na, daß war wohl ein bißchen viel für Sie?« sagte er.

»Kriege ich jetzt eine Bluttransfusion?« fragte ich.

»Nein«, sagte der Arzt.

»Ach ja, es sind ja nicht mehr genug Null Nega Konserven da«, erinnerte ich mich.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte der Arzt, »ruhen Sie sich einfach noch ein bißchen aus und machen Sie heute nichts Anstrengendes mehr und trinken Sie vor allem viel.«

»OK«, sagte ich und dachte mit Unbehagen an die vierzehn Trinkpäckchen, die schon in mir waren und mit noch mehr Unwohlsein an die, die wohl jetzt noch folgen mußten.

Als ich zu Hause meine Taschen ausleerte, fiel mir ein kleines rotes Kärtchen in die Hände, das ich vorher gar nicht gelesen hatte, das aber wohl in dem Blutspender-Brief mitgekommen sein mußte. »Blut spenden schadet nicht, Blut spenden hilft!« stand da wieder mit Ausrufezeichen. »Wenn Sie also noch jemanden kennen, der gern einmal Blut spenden möchte, so bringen Sie diese Person doch einfach zu Ihrer nächsten Blutspende mit. Für jeden neugeworbenen Spender erhalten Sie ein kleines Dankeschön!«

Ich habe mich leider seit dem nicht wieder getraut, ins Blutspendezentrum zu gehen, aber diese Geschichte soll alle dazu aufrufen, fleißig Blut zu spenden. Das Dankeschön können Sie ja dann bei mir abgeben.



der Richter Zeichen für hohen Rang und Machtbefugnis. ROT ist die Symbolfarbe für Blut und Leben. Sie drückt Temperament aus, wirkt warm, schwer und leidenschaftlich. Somit ist sie auch Farbe der erotisch-sexuellen Leidenschaft. So dient ROT auch als Symbolfarbe der Liebesgöttin, die zur Hure pervertiert wurde. In der Bibel ist ROT die Farbe der Sünde. Und die roten Haare einer Frau



entlarvten diese in dämonischer Vorstellung sogleich als Hexe. In der Renaissance galt ROT als Modefarbe. So wurde beispielsweise mit Luxusgütern wie rotgefärbte Seide aus Venedig gehandelt. Gelungenes politisches Symbol ist die rote Arbeiterfahne. Ihr flammendes ROT spricht nicht nur den Intellekt an, sondern dringt auch in tiefere Schichten des Unterbewußtseins vor.

Ein Trauerschachzug
(Verbinde das Unabänderliche mit einer roten Schleife)

Im Kühlregal lauert die Sommerwurst
Sitzt und wartet auf Zähne,
Ganz verbissen verlaufen im Sand,
Dieses wüste Land!
Im Fenster harrt die Marionette,
Ein Zeichen - wie von Gott gesandt;
Schaut her, so sieht er aus,
Der Herr!
(Mit Schnackes und Brimborium.)
Im Erbsenzählen eine Kür,
Ganz ohne Taubenhilfe,
Ein Schlachtzug wie von Meisterhand
10 Punkte, Ab dafür.

Jonas M. Wetzel

Im Bereich menschlicher Kommunikation steht ROT als Signalfarbe, wie der alltägliche Verkehr mit Ampel und Stoppschild beweist. Als Farbe der Liebe macht ROT - nun ja, auch vor der Warenwerbung nicht Halt. ROT geschminkter Mund und rote Fingernägel sind seit eh und je erotische Symbole ... MALERISCH: Maler der Moderne verbinden mit ROT subjektive Bedeutungen. Für Kandinski



Ein roter Vogel

Von Peter Schuck

Neulich sah ich auf einem Weg, ich glaube, es war eine Seitengasse oder eine Hauptstraße, nein, es war eine Seitengasse, da sah ich ein zuckendes rotes Vögelchen. Vielleicht war es auch ein roter Hundehaufen, meine Sehkraft ist in der letzten Zeit etwas mau, ja, es war bestimmt ein Vogel. Der Madenanteil war unschätzbar unwichtig, Kriechen, ebenfalls unzählbar. Es gab welche, das war alles. Das rote Vögelchen lag im Sterben, glaube ich. Die Ruhe der Totgestalt war aber, ich weiß, abwesend. Ein Flügel lag neben ihm. Jemand mußte ihn aus Versehen aus der Schulter gezogen haben. Vielleicht ist er auch von alleine abgefallen, ich weiß es nicht. Ich hob meinen Arm. Irgendwann würde bestimmt jemand kommen und ihn mir aus Versehen herausziehen. Darauf warte ich übrigens noch immer. Versehen passieren zu wenig. Eigentlich versieht sich das Passieren am Versehen, das nicht passieren wollen wird, denke ich. Das Vögelchen, es war, wie schon erwähnt, rot und hatte einen umgeknickten Schnabel, zuckte und hopste. Ich freute mich, daß es hopsen konnte. Ich hielt meinen Arm in die Höhe, ich wußte nicht warum. Erst dachte ich, das Vögelchen hopste im Kreis. Kreise sind einfache geometrische Formen, ich konnte es zumindest denken. Also begann ich zu hopsen. Mit dem roten Vögelchen. Es hatte schon ein paar Federn verloren. Ich hopste dem Vögelchen hinterher. Manchmal, wenn ich auf es hopste, tschilpte es ganz leise, tschilp, hopste dann aber schneller, tschilptschilp, sodaß auch ich schneller hopsen wollte, vielleicht tat ich es. Als meine Drüsen begannen, sauren Schweiß auszustoßen, fragte ich mich, warum denn das Vögelchen keinen Schweiß aussonderte. Vielleicht konnte es nicht. Mir tat es nicht leid. Dem Vögelchen war nicht müde. Darüber freute ich mich, da ich demzufolge weiter hopsen durfte. Nach längerem Hopsen spürte ich, daß es keinen Kreis mehr gab. Ich muß

wohl lange auf den Himmel geschaut haben, während ich hopste. Es gab nach meiner Zeitrechnung nicht Tag und nicht Nacht. Aber es wurde manchmal dunkel und manchmal wurde es weniger dunkel. Manchmal war es sogar so dunkel, daß ich das Vögelchen, hinter dem ich her hopste, nicht mehr sah. Ich hopste keinen Kreis mehr, ich sah auch nichts innerhalb und außerhalb und dazwischen, später auch nicht. Ich hopste nun eine Acht. Ich weiß nicht, wann sich das eingestellt hat. Vielleicht als es weniger dunkel wurde. Dann sah ich das Vögelchen nicht mehr. Vielleicht ist es dem Hopsen langweilig geworden und es ist einfach rot gestorben. Vielleicht wollte es in einem Kreis hopsen, aber ich hopste eine Acht. Eine Acht zu hopsen ist auf zwei Arten möglich: möglich und nicht möglich. Meistens war es nicht möglich und ich hopste rückwärts. Das war nicht möglich. Es ist wieder dunkel geworden. Das Vögelchen hatte mich nicht besucht, oder doch? Auf dem Boden lagen immer noch rote Federn. Ich habe sie gezählt. Das glaubte ich zumindest. Ich habe mir den Flügel unter meine Haut geschoben. Vielleicht wird irgendwann irgendwer danach verlangen, vielleicht auch nicht. Jedenfalls hopse ich noch. Vielleicht hopse ich jetzt eine Ellipse, vielleicht ist es auch wieder ein Kreis. Manchmal schlage ich mit meinem Arm an meinen Kopf, so gibt es fast nie ein dumpfes Geräusch. Das ist der Arm, den ich noch immer oben halte, ich habe da rote Flecken, aber schon länger. Vielleicht wird ihn irgendwann irgend jemand aus Versehen herausziehen. Versehen passieren zu wenig. Trotz allem.

ist ROT Ausdruck von Idee und Freude und auch des Eros. Franz Marc sieht im ROT die Materie, brutal und schwer. Bei Picasso bedeutet es im Zusammenhang mit den Mythen seiner spanischen Heimat Blut und Symbol des Lebens. Bei Miro ist ROT Ausdruck und Symbol von Blut, Feuer und Tod. Der Surrealist Max Ernst sieht im ROT die Passion und Leidenschaft. Und Otto Dix gibt seiner »Tänzerin« sinnliche

Schlußlichter

Von Till Bender

Die rote Lampe markiert den Schluß. Das ist eine alte Verkehrsregel, eine nicht ganz unheikle Redensart und im speziellen Fall der ersten drei Worte dieses Beitrags eine Verwirklichung der biblischen Ankündigung »... die Letzten werden die Ersten sein« (Matthäus 19,30).

Der letzte einer marschierenden Kolonne, also der, der »das Schlußlicht macht«, trägt aus Sicherheitsgründen eine rote Lampe. Auch andere Verkehrsteilnehmer wie Autos, Zweiräder oder Züge leuchten traditionell hinten rot, so daß man, wenn man rote Lichter vor sich sieht, sofort weiß, der kommt nicht auf mich zu, beziehungsweise: verdammt, der Zug ist weg. Auf diesem letztgenannten Mißgeschick basiert auch die Wendung »er hat nur noch die Schlußlichter gesehen«, womit einer gemeint ist, der eine günstige Gelegenheit knapp verpaßt hat.

Nun scheint es auf den ersten Blick schon plausibel, das rote Licht am hintersten Ende von Fahrzeugen oder Kolonnen als Metapher auf den Klassenletzten oder die Mannschaft mit den wenigsten Punkten in einer Ligatabelle zu übertragen. Aber da lohnt sich noch ein zweiter Blick, denn das Bild hinkt.

Bei Kolonnen oder Zügen kommt es nämlich entschieden darauf an, daß alle Glieder gemeinsam das Ziel erreichen. Wäre das nicht geradezu Zweck der Unternehmung, könnte man sie ja auch gleich einzeln losschicken. Daher braucht sich auch der letzte Waggon, der letzte Wagen oder Marschierer überhaupt keine Sorgen zu machen, er könnte eventuell aufgrund seiner Schlußposition abgehängt werden. Die hat rein gar nichts mit irgendeiner Form von Langsamkeit oder Schwäche zu tun. Im Gegenteil: beim Organisieren einer Kolonne tut man gut daran, das rote Licht einem besonders verlässlichen Teilnehmer anzuvertrauen. Sollte der mal nicht mehr so recht mithalten können und zurückfallen, ginge der Gruppe schließlich nicht nur ein Mitglied verloren, weil hinter ihm keiner mehr ist und aufpaßt, sondern es wäre gleich auch noch die Lampe mit futsch: die wichtige Markierung, die dafür sorgt, daß erstens der Kolonne keiner hinten drauffährt, zweitens jeder im Verband durch einen Blick über die Schulter sieht, wie weit in etwa die Kolonne zurückreicht, drittens jeder potentielle Zurückfaller weiß, wann er sich spätestens ein

bißchen zusammenreißen muß bzw. viertens vom Rote-Lampe-Träger daran erinnert und gegebenenfalls in dieser Hinsicht freundlich angefeuert und unterstützt wird.

Für den armen Wicht, der als Klassen- oder Tabellenletzter das metaphorische rote Licht trägt, stellt sich das ganz anders dar. Die Organisationsform, in der er unterwegs ist, sieht überhaupt nicht vor, daß alle ans Ziel gelangen müssen, geschweige denn, daß sie es gemeinsam tun. Im Falle einer Klassenarbeit wäre das geradezu ein Regelverstoß. Kämen da alle Schüler gleichzeitig (= am Tag der Klassenarbeit) ans Ziel (= haben alles gelernt und geben fehlerfreie Arbeiten ab), laute die erste Reaktion nicht »Glückwunsch allerseits«, sondern: »Seltsam, seltsam, das war wohl alles ein bißchen leicht«.

Entsprechend interessiert man sich für die Liga-Tabelle nur, weil sie alle Beteiligten in die Sieger, das Mittelfeld und die Verlierer einteilt. Solange es sich um Spiel, Sport, Spaß und Spannung dreht, ist das bekanntlich auch sehr unterhaltsam. In vielen Bereichen wird es aber für die Verlierer schnell sehr unspannend.

Die beiden Bedeutungen der roten Lampe könnten also verschiedener kaum sein, und es läßt sich einiges über Art und Zweck des Verbandes daran ablesen, ob ihr Träger besonders hoch geschätzt wird oder ob er ständig in Gefahr schwebt, auf der Strecke zu bleiben.

Liegt die zweite Variante vor, während der Verbund mit so wohlklingenden Vokabeln wie »Zusammengehörigkeit« und »Gemeinschaft« beschrieben wird, ist mit Sicherheit was faul. Hier ist das rote Schlußlicht als rotes Alarmsignal zu betrachten. Dann ist es Essig mit Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft, und man hat es in Wirklichkeit mit einer der zahlreichen gemeinen Konkurrenzveranstaltungen zu tun, bei denen im »Verliererfeld« jeder hoffen muß, daß es ein, zwei noch Langsamere, noch Schwächere, noch übler vom Pech Verfolgte gibt, auf daß die Hunde nicht ihn beißen. Das wird leicht übersehen: bei Konkurrenz ist es nicht entscheidend, was man draufhat, sondern was man im Verhältnis zu seinen Konkurrenten draufhat.

Also, hoch mit der Lampe und ein neues Signal gesetzt: Schluß damit!

Reize durch den ekstatisch roten Pinselstrich. Übrigens: Wird die Farbe ROT mit blau vermischt, wirkt sie eher beruhigend. Vermischt man sie dagegen mit gelb, wirkt sie eher aufreizend. So erklärt sich auch die subjektive Farbempfindung von, sagen wir mal, Otto Dix. Denn ein ekstatisches, aufreizendes ROT benötigt garantiert einen Tupfer Gelb ...



Das hEFt sucht VERBÜNDETE!

Damit wir das hEFt regelmäßig herausbringen können, müssen wir zumindest die Druckkosten erwirtschaften. Und dafür brauchen wir Ihre/Eure Unterstützung!

Es gibt zwei Fördermöglichkeiten:

- a) ANZEIGEN**
Größe 8,6 x 5,5 cm (einfach) od. 17,7 x 5,5 cm (doppelt) – hoch oder quer
- b) SPENDEN**
Sie spenden dem Kulturrausch Betrag X und bekommen dafür eine Spendenquittung und eine entsprechende Danksagung im Heft.

Ihre Vorteile liegen auf der Hand:

- 1)** Ein Platz im hEFt ist Ihnen sicher! Und: das hEFt wandert durch mehrere tausend Erfurter Hände und wird aufgrund seiner Übersichtlichkeit besonders intensiv gelesen.
- 2)** Das hEFt liegt exklusiv in Ihrem Laden/ ihrer Kneipe oder Firma aus!
- 3)** Sie haben eine gute Tat vollbracht und stärken die gebeutelte Erfurter Kultur!

**Möchten Sie das hEFt unterstützen?
Dann melden Sie sich unter
heft@kulturrausch.net**

hEFt IM NETZ

Das aktuelle hEFt-Heft gibt's auch im Internet unter www.kulturrausch.net. Dort könnt ihr euch auch die alten Rampensau-Ausgaben herunterladen.

Die nächste Ausgabe erscheint am 24. Juni 2005

Redaktionsschluß/ Anzeigenschluß: 29. Mai
Kontakt: heft@kulturrausch.net

Das hEFt bekommt ihr an folgenden Orten: Buchhandlung Peterknecht, Johannesklaus, Engelsburg, Café Togo, Stadtgarten, Antiquariat am Domplatz, Noah, Mietwohnzentrale, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Bibliothek am Domplatz, Erfurt-Info.

AUTOR/INNENVERZEICHNIS: ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Autor, Erfurt | ANDRÉ KUDERNATSCH, Jg. 1970, lebt in Erfurt und Leipzig, www.kudi.de | ANNEMARIE FREY, Jg. 1975, Erfurt | DANIEL TANNER, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt | FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, studiert und lebt derzeit in Leipzig | JANA RABISCH, Jg. 1973, Grafikerin/Illustratorin, Erfurt | JENS KEßLER, Jg. 1973, Musiklehrer, Erfurt | JONAS M. WETZEL, Jg. 1974, Ab- und Zudichter, Erfurt | KATJA ELLGUTH, Jg. 1974, Aufgewachsen in Dresden, ab 1994 in Erfurt, Dipl. Sozialpädagogin | PAULINA SCHULZ, Jg. 1973, Autorin, Übersetzerin und Dozentin, Erfurt, www.paulinaschulz.de | PETER SCHUCK, Jg. 1985, studiert an der Uni Erfurt Literaturwissenschaft und Philosophie | RITA HERWIG, Jg. 1970, Erfurt | RALF RUDOLFY, Jg. 1966, Herkunftsniedersachse, Wahlfurter | STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter | SVEN GATTER, Jg. 1978, geb. in Halle/ Saale, lebt und studiert in Erfurt | TILL BENDER, Bremen | ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt, Weimar

...ken habe. Ich ... die fünfzehnte ...
... frei. »Eigentlich zu niedrig. Stehen Sie mal bitte auf!« Er ließ mich fünf Kniebeuge machen, was mich ...
... Finger. »Der Eisenwert ist auch nicht optimal«, sagte der Arzt, »aber da geb' ich Ihnen mal ein Präparat mit, ...
...d war schon fast draußen. »Ach ja eins noch: Waren Sie innerhalb der letzten drei Monate zum Blutspenden hier?« » ...
...s Raumes mit den Liegen. »Ach, endlich mal wieder 'ne Null Nega«, freute man sich über mein Kommen. »Dann su ...
...n einer Liege zur andern und testete mit Hand und Gesäß die Polsterbeschaffenheit. Letztendlich entschied ich mich ...
...m. Als die Nadel meine Vene durchstach, verspürte ich einen nicht unbedeutenden Schmerz, aber ich wußte ich m ...
...m zu mir: »Ihr Blut fließt nicht richtig. Nehmen sie mal den Schw ...
...ßerdem setzten mir die vierzehn Trinkpäckchen zu. Mein ...
...n ... Apparates. Aber ...